

Beilage zum Jahresbericht
der
Realschule und des Progymnasiums zu Rixdorf.
—
Ostern 1900.

Die mittelalterlichen Lehrgedichte Winsbefe und Winsbefin

in
kulturgeschichtlicher Beleuchtung.

Von
Dr. Harry Denicke,
Direktor.

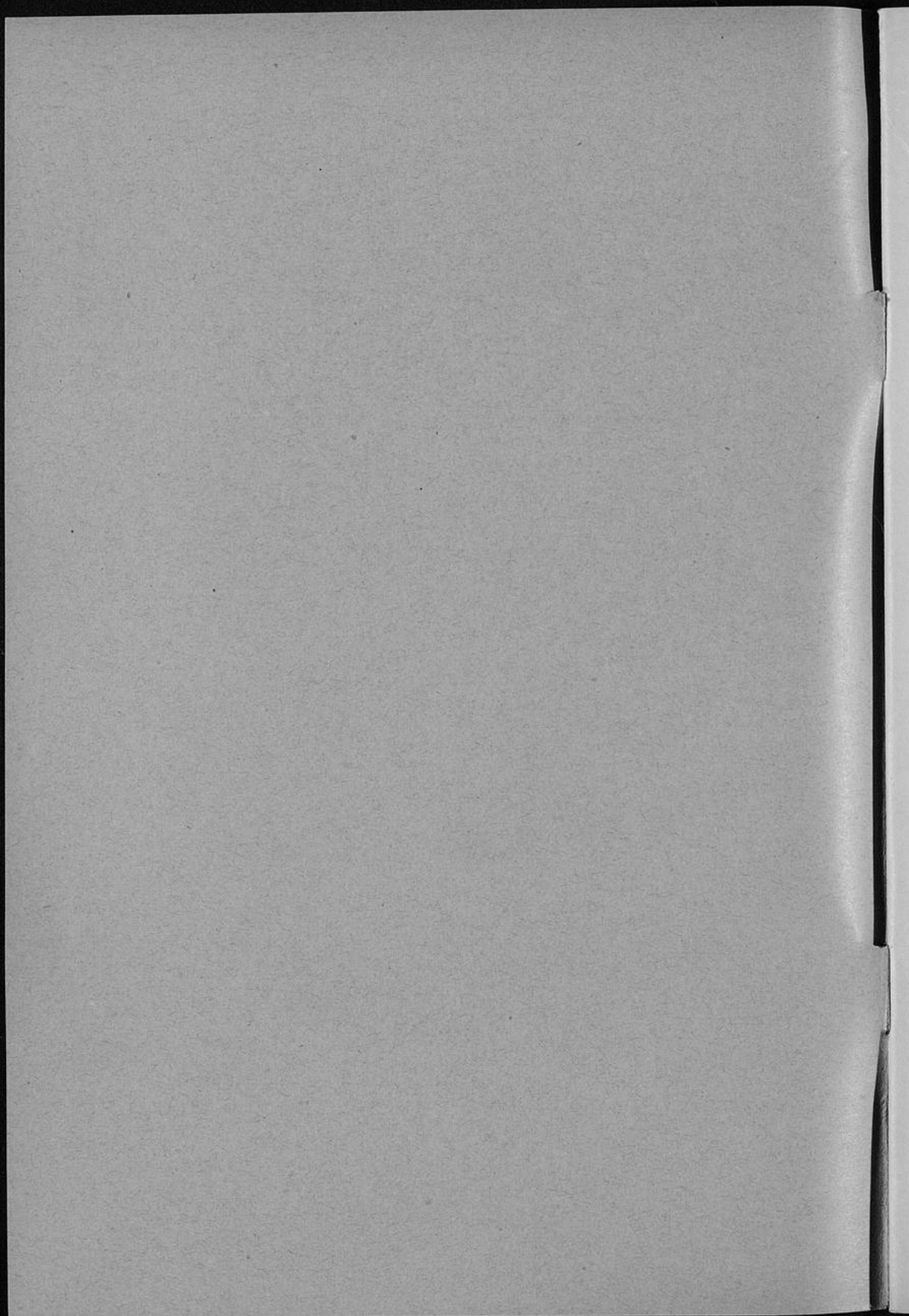
1900. Programm Nr. 157.

Rixdorf.

Druck von Mier & Glasemann, Bergstraße 35-36.

98 (1900)

137-8



Beilage zum Jahresbericht
der
Realschule und des Progymnasiums zu Rixdorf.
—
Ostern 1900.

Die mittelalterlichen Lehrgedichte Winsbefe und Winsbefin

in
kulturgeschichtlicher Beleuchtung.

Von
Dr. Harry Denicke,
Direktor.

1900. Programm Nr. 137.

Rixdorf.

Druck von Mier & Glasemann, Bergstraße 35-36.



Die mittelalterliche Scholastik

Düsterer und Düsterer

1912



Die folgenden Darlegungen beschäftigen sich mit der Aufgabe, die unter dem Namen des Witsbeke und der Witsbekin überlieferten Dichtungen in Zusammenhang mit der Moral der Zeit zu setzen. Nur so können dieselben offenbar richtig und allseitig verstanden werden, wie andererseits nur bei diesem vergleichenden Verfahren sie selbst wieder ergiebige Aufschlüsse über das Denken und Fühlen ihrer Entstehungszeit gewähren. Wie aber ermitteln wir die Moral einer Zeit? „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln,“ so sagt mit sichertreffendem Urtheil kein Geringerer als Goethe; und was er am meisten trifft, ist gerade die Sittengeschichte. Ereignisse kann der Historiker durch quellenkritische Forschung in zahllosen Fällen mit ziemlicher Sicherheit feststellen, aber wie viel schwerer und unsicherer in ihren Ergebnissen sind die Versuche, die Sitten eines Zeitalters aufzudecken! Ja, man darf sagen, es giebt überhaupt keine exakte Sittengeschichte und wird sie nie geben. Im besten Fall gelingt es nur, die großen Grundformen des jeweilig herrschenden Sittenzustandes aufzuweisen, während an der Aufdeckung ihrer tausendfachen Variationen schon ein Beobachter scheitern müßte, der die eigene Zeit zu erforschen suchte, und wäre dies auch die gegenwärtige, für die ihm all' das reiche Quellenmaterial zu Gebote stände, das unsere hochentwickelte Geschichts- und Gesellschaftswissenschaft darbietet. Wie mißlich aber ist es in Ansehung solcher wissenschaftlichen Hilfsmittel mit der Zeitperiode bestellt, in die uns jene Dichtungen zurückführen. Bekanntlich liebten es die mittelalterlichen Chronisten, in Haupt- und Staatsaktionen zu schwelgen; für das kulturgeschichtliche hatten sie im allgemeinen keinen Sinn und kein Auge. Aber wer weiß, ob nicht in der That die Meinung recht hat, die uns für die Erfassung des inneren Lebens eines Volkes statt auf streng geschichtliche Quellen auf die großen Erzeugnisse des Volksgeistes in Religion, Philosophie und Poesie verweist. Allein leider hat es auch mit diesen Erkenntnismitteln in der fraglichen Zeit eine eigene Bewandnis. Die damalige Philosophie in ihrer scholastischen Zwangsjacke ist zwar eben in

diesem dürftigen Gewande eine bedeutsame Zeiterscheinung, aber doch nur für die religiösen Anschauungen und auch da weit mehr nach der dogmatischen als nach der wichtigeren, der praktischen Seite hin. Die katholische Religion selbst aber ist nicht als ein ureignes Gebilde aus dem Volksgemüt hervorgewachsen, sondern von außen her unserm Volke mehr oder weniger aufgezwungen worden und nie ohne heimlichen oder offenen Widerspruch der ursprünglichen sittlichen Anschauungen geblieben. Schon deshalb kann sie nicht, im Unterschied zu den echten Volksreligionen, als ein unbedingt zuverlässiger Spiegel des sittlichen Volksgeistes gelten. Ähnlich verhält es sich endlich auch mit einem großen Teile der Poesie, der, was das Stoffliche angeht, ebenfalls ausländischen, vornehmlich französischen Ursprungs war, darum aber freilich ebensowenig wie die Religion aufhört, wegen seiner Aneignung und eigentümlichen Umbildung charakteristisch für den Sittenzustand jener Epoche zu sein. Inzwischen bleibt es doch immer sehr schwer, ja unmöglich, mit Genauigkeit zu bestimmen, wie weit das wirkliche Leben den poetischen Spiegelungen entsprach. Halten wir Umfrage bei den besten Kennern jener Zeit, so treffen wir nicht selten auf erhebliche Meinungsverschiedenheiten, und ich werde sie mit meiner so viel geringeren Kenntnis nicht entscheiden. Gleichwohl dürfte es auch einem beschränkteren vergleichenden Studium der geschichtlichen und besonders der ungleich ergiebigeren dichterischen Quellen, wie es den folgenden Ausführungen vorangegangen ist, gelingen, den Inhalt unserer Gedichte in ein deutlicheres Licht zu setzen und hinwiederum auch von ihnen aus einiges Licht über die zur Zeit ihrer Entstehung herrschenden Zustände und Anschauungen zu verbreiten.

Sie bieten ein recht umfassendes, wenn freilich auch nur sehr skizzenhaft gehaltenes Bild von dem Geist jener Zeit, nicht bloß insofern sie die wichtigsten Zeitideen in ziemlicher Vollständigkeit berühren, sondern zugleich deshalb, weil sie einen Teil derselben je nach dem verschiedenen persönlichen Standpunkt der drei Verfasser auch in verschiedener Beleuchtung zur Darstellung bringen. Denn daß es sich in der That um drei Dichter handelt, dürfte keinem Zweifel mehr unterliegen. Zwar hat man es zulässig finden wollen, den Verfasser des ersten mit dem des zweiten oder doch seines ersten, entscheidenden Teiles zu identifizieren. Wäre der Versuch geglückt, so wäre das allerdings auch für unsere Untersuchung wichtig: denn der Verfasser des ersten Teiles in Winsbeks müßte uns dann in einem völlig anderen Lichte erscheinen, als er uns ohne die gleichzeitige Autorschaft des andern Teiles erscheint; er müßte uns bei dem krassen Widerspruch, in den er zu sich selbst treten würde, einen unverständlichen, oder daß ich es gerade heraus sage, einen halbverrückten Eindruck machen und damit allerdings zu einem höchst seltsamen Dolmetscher seiner Zeit- und Standesanschauungen werden.

Aber jener Beweisversuch überzeugt nicht, und die gegenwärtige Forschung hält aus sachlichen wie stilistischen Gründen, welche letzteren mit Feinsinn und sorgfältigem Fleiß von B. Gutzeit (Bromberger Progr. 1887) aufgesucht worden sind, übereinstimmend an der Ansicht fest, die W. Haupt gleich bei seiner ersten kritischen Herausgabe des Gedichts ausgesprochen hat, daß seine beiden Bestandteile unmöglich von demselben Verfasser herrühren können. Zwar legt es der anonyme Autor des zweiten darauf ab, diesen Eindruck zu erwecken, aber die Fälschung ist zu durchsichtig und plump, um sie ihm sonderlich übel zu nehmen. Auch das dritte Gedicht, die Winsbefin, bekundet trotz mancher Ähnlichkeiten, die auf Nachahmung beruhen, durch inhaltliche wie sprachliche Besonderheiten zur Genüge seinen von dem ersten abweichenden Ursprung.

Was die Abfassungszeit betrifft, so läßt sich die des echten Winsbefe mit ziemlicher Genauigkeit bestimmen: das Datum, vor dem er nicht geschrieben sein kann, ergibt sich aus der Anspielung auf Parzival, der zwischen 1205 und 1215 gedichtet wurde, der Zeitpunkt, nach dem er nicht mehr angesetzt werden darf, aus den Übereinstimmungen, welche die nach Pfeiffers Untersuchung zwischen 1225 und 1240 verfaßte Bescheidenheit Freidanks aufweist, vorausgesetzt, daß sie in der That als Entlehnungen des letzteren zu gelten haben. Danach würden wir uns also in die große Zeit Walthers und Wolframs versetzt sehen. Wieviel später die beiden anderen Gedichte, die Fortsetzung und die Nachahmung, entstanden sind, ist meines Wissens bisher nicht näher ermittelt worden. Ich möchte, allerdings bloß auf den allgemeinen Eindruck hin, vermuten, daß der Fortsetzer sein klerikales Ruckucksei erst geraume Zeit später, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, gelegt hat, als sich in unserer Literatur überall die geistlichen Tendenzen wieder mit herausfordernder Zuversichtlichkeit hervorwagten.

Der Inhalt der drei Dichtungen läßt sich unter zwei große Gesichtspunkte zusammenfassen. Der eine betrifft die Stellung zur Religion und Kirche, der andere das sittliche und praktische Leben des Ritters.

Um die religiösen Ansichten unserer Gedichte in den umfassenderen Rahmen der Zeitanfassungen einzuordnen, ist ein kurzer geschichtlicher Rückblick nicht wohl zu vermeiden.

Wenn dem Christentum von Anfang an ein weltfeindlicher Zug innewohnte, so beweist die Entstehung und Ausbreitung des mittelalterlichen Klosterwesens, daß er sich im Lauf der Geschichte nur noch steigerte. Aber immer wieder sehen wir selbst in den klösterlichen Kreisen die unverwundliche Natur sich gegen die Fesseln auflehnen, in die man sie schlug. Diesen fortlebenden Rest weltlichen Geistes zu ersticken, setzte sich die strenge Reformbewegung zum Ziele, die im 11. Jahrhundert von Clugny

ausging. Zugleich aber vertrat sie, unbekümmert um den Selbstwiderspruch, der darin lag, mit rücksichtsloser Entschiedenheit die Ansicht, daß dieses kirchlich asketische Lebensideal als das höchste von allen den Anspruch auch auf die führende Stellung in der Welt für seine geweihten Träger begründe. Sie machte vollen Ernst mit dem Gedanken, ein Gottesreich zu errichten und über alle weltlichen Staaten zu erheben, ein Reich, das der Stellvertreter Gottes auf Erden an der Spitze einer vielgliedrigen Hierarchie zu beherrschen habe. Diesem Ideenkreis entsprangen die Angriffe auf das Kaisertum, um es aus seiner bisher unangefochtenen Stellung an der Spitze der abendländischen Christenheit herauszudrängen, entsprangen auch die großartigen Unternehmungen zur Wiedereroberung des heiligen Grabes. Diese aber konnten natürlich nur mit Hilfe der weltlichen kriegerischen Elemente des christlichen Europa durchgeführt werden. Es gelang nun der Kirche in der That, sie eine zeitlang in den Dienst ihrer Interessen zu ziehen, ja sie mit fanatischer Hingebung an diesen Dienst zu erfüllen. Aber eine Reaktion gegen diese Ideen mußte sich um so eher erheben, je maßloser man sie überspannte. Und so war es kein Zufall, daß gerade die ersten Kreuzzüge, die den höchsten Triumph kirchlichen Geistes und kirchlicher Macht darstellen, zugleich die rückläufige Bewegung einleiten. Während die von der Kirche eigentlich angestrebten Errungenschaften wieder zerrannen, dauerten die ungewollten Nebenwirkungen in beständiger Steigerung fort. Der engere Verkehr, in den die beteiligten Völker mit einander traten, sowie die nähere Bekanntschaft mit dem eigenartigen und hochentwickelten Kulturleben des Orients konnten, wenn sie der eigentlichen Wissenschaft nur dürftige Anregungen zuführten, doch nicht verfehlen, die ganze Lebensanschauung der ritterlichen Kreise zu befruchten, ihre Sitten und Umgangsformen zu verfeinern, ihr Luxusbedürfnis zu steigern. Man kann geradezu sagen, es bildete sich eine eigene ritterliche Standesmoral, die aus der Kirchenlehre zwar manche wichtige Anschauung entlehnte, andererseits sich aber auch in manchem Stücke von ihr entfernte. So vor allem in der Grundauffassung des Lebens, das, wenn die Kirche, im Grundsatz wenigstens, es asketisch verneinte, der ritterlichen Gesellschaft trotz aller Ausnahmen und Vorbehalte in durchaus erfreulichen Farben erschien. Und wenn sie in litterarischen Dingen bisher ganz die Kostgängerin der Kirche gewesen war, so gelang es ihr jetzt auch in Frankreich wie in Deutschland, dieses Litteraturmonopol zu durchbrechen. Wie unsere alte Heldenpoesie, die, von kirchlichem Zelotismus verschleudt, seither in Spielmannsmunde ein kümmerliches Leben gefristet hatte, zu neuer Entfaltung und neuen Ehren kam, so blühte aus dem frischen Boden jener ritterlichen Lebensanschauungen und Lebensgewohnheiten eine eigenartige Poesie empor, die durch ihre Propaganda wieder auf jene Grundlagen verstärkend zurückwirken mußte.

Es versteht sich, daß diese beiden feindlichen Weltanschauungen, wie sie hier flüchtig angedeutet wurden, nicht mit strenger Gleichmäßigkeit auf die beiden Stände verteilt waren, sondern mannigfache Mischungen unter einander vertrugen. So wissen wir, daß die Kirche das Eindringen des freieren weltlichen Geistes in ihre eigenen Hallen nicht hindern konnte. Einen köstlichen Beleg dafür giebt die Geschichte von dem klugen Abt, der, als er seine Mönche über seiner geistlichen Ansprache halb eingeschlafen fand, sogleich ihre gespannte Aufmerksamkeit zurückgewann, als er anhub von Artus und seiner Tafelrunde zu erzählen. Aber in unserem Zusammenhang ist uns wichtiger zu erfahren, welche typischen religiösen Standpunkte sich aus jener Mischung für die ritterlichen Kreise ergaben. Wir können sie a priori konstruieren und zu den so gewonnenen Ergebnissen hinterher einige Belege suchen, die wir füglich nur unserer deutschen Litteraturgeschichte entnehmen.

Entweder es siegte ganz oder so gut wie ganz der weltliche Geist, der sich an der höfischen Sitte und gewissen anderen unveräußerlichen Idealen des Rittertums genügen ließ, um die kirchlichen Lehren und Vorschriften aber, ohne sie gerade zu bekämpfen, sich nur lässig kümmerte. Als Vertreter dieser Lebensrichtung, der es an zahlreichen Anhängern nicht fehlte, kann Gottfried gelten. Kein Zweifel, daß auch der Verfasser der Wilsbekin trotz seines gelegentlichen Augenaufschlags hierher gehört. Roher erscheint der Typus vertreten in Männern wie Ulrich von Vichenstein, der nach seinem eignen Bekenntnis nur Essen, Trinken und Weiber kennt und die Verwilderung kennzeichnet, die zu seiner Zeit in dem deutschen Adel einriß und zu dem wüsten Raubrittertum der beiden folgenden Jahrhunderte hinüberleitet.

Umgekehrt mochte Charakteranlage und Lebenserfahrung auch manchen Ritter der Askese zuführen. In der That haben wir nicht wenige Zeugnisse aus Geschichte und Litteratur dieser Zeit, daß sich betagte Ritter ins Kloster zurückzogen, um den Abend ihres Lebens in würdiger Vorbereitung auf den Himmel, in Buße und Gebet, zu verbringen. Als geschichtliches Beispiel diene der tieferregte Satiriker Heinrich v. Melk.

Einen dritten möglichen Standpunkt gewinnen wir, wenn beide Auffassungen ihre einseitigen Spitzen verlieren und sich harmonisch verbinden. Nach diesem Ideal ringt Walthar, wenn er in banger Sehnsucht fragt, wie sich Gottes Huld und weltlich Gut und Ehre in einem Herzen vereinen lasse. Und dieses Ziel erreichte, wenn wir in seinem Helden sein Selbstportrait erkennen dürfen, der Größte unter den Großen, Wolfram. Ihm war es gegeben, das richtige Wertverhältnis zwischen dem Leben in Gott und dem Leben in der Welt zu finden, indem er seine natürlichen Triebe und weltlichen Interessen bewußt und willenskräftig seinen höheren Bedürfnissen unterordnen lernte, ohne sie ihnen zu opfern. Wie

das Große immer auch das Seltene ist, so scheint auch er auf seiner Höhe ziemlich allein gestanden zu haben. Vielleicht dürfen wir aber einen Gesinnungsgenossen von ihm ansprechen in dem Verfasser eines kurzen poetischen Fragments aus der Frühzeit der ritterlichen Dichtung, das Scherer in sinniger Weise ergänzt. Er scheint zwar nach herben Enttäuschungen sich aus der Welt in die Einsamkeit zurückgezogen zu haben, aber er war, wie Scherer sagt, gewiß kein Anachoret nach der Vorschrift, eher ein stiller Priester der Humanität, der sich gleich einem alten Philosophen vor den Menschen ohne Haß verschloß.

Schließlich konnte es noch einen Standpunkt geben, wo beide Ansichten gemäß der wunderlichen Natur menschlichen Gefühlslebens, das so viele Widersprüche verträgt, in periodischem Wechsel friedlich sich ablösen. Wir dürfen wohl annehmen, daß dies schwankende Verhalten, wie es noch heute im Leben und Denken der meisten Menschen, die sich überhaupt noch religiösen Sinn bewahrt haben, anzutreffen ist, auch damals das am meisten verbreitete war. So trägt der eigentliche Klassiker des durchschnittlichen Rittertums, Hartmann von Aue, zwei Seelen in seiner Brust, die ihn abwechselnd regieren, die eine gefüllt mit ängstlichen Gottesgedanken, die andere mit unbefangener Weltfreude, freilich beide nur von mäßiger Tiefe. Sagt er doch selbst, daß er nie tieferes Leid und nie tiefere Freude empfunden habe. In allen seinen Dichtungen begegnen sich diese Gegensätze, ohne sich in einer klaren und festen Gesamtanschauung aufzulösen. Um noch einen etwas späteren Dichter zu nennen, so zählt auch Konrad von Würzburg zu dieser Gruppe. Er scheint zwar in seinem Gedicht „Der Welt Lohn“, das in packendem Bilde beide Lebensanschauungen kontrastiert, mit Entschiedenheit der asketischen das Wort zu reden, aber wir dürfen das nach allem, was wir sonst von ihm hören, wenn nicht gar als ein bloßes Spiel seiner Phantasie, so doch nur als den Ausdruck einer vorübergehenden Stimmung betrachten.

Eben dieser letzten Gattung gehört auch unser Wilsbefe an, wie ich mit Scherer im Gegensatz zu Gervinus glaube, der ihn zu dem geistigen Range Wolframs erheben möchte.

Er rät seinem Sohn, allezeit Gott vor Augen und im Herzen zu haben, er helfe immer, wenn man ihm vertraue. Und jenseits des Grabes erwarte den Treubefundenen der ewige Lohn, den Verächter des Heils aber unendliche Qual. Und wenn hier die weniger edlen Motive Religion, Furcht und Hoffnung, zu Worte kommen, so ist unserm Dichter doch auch der reinste Grund der Frömmigkeit nicht unbekannt, die Dankbarkeit, die in neuerer Zeit Goethe in so machtvollen Versen gefeiert hat. Und der Friede Gottes ist auch ihm höher als alle Vernunft, die Liebe Gottes der Weisheit Anfang. Nehmen wir hinzu, daß er im weiteren Fortgang seines Gedichts gleichwohl mit voller Unbefangenheit wünscht,

das irdische Leben in seinen mannigfachen Formen genützt und genossen, freilich auch immer wieder von Gottesgedanken durchleuchtet zu sehen, so macht uns dieses ganze Bekenntnis gewiß den Eindruck einer ebenso aufrichtigen wie schlicht natürlichen Frömmigkeit. Ihr entspricht auch die Enthaltung von allen religiösen Verstandesgrübeleien. Andererseits bleibt er ganz auf dem Boden der herrschenden kirchlichen Anschauungen, aber ohne sie vordringlich laut werden zu lassen: er kann gleich Freidank ebenso wenig die Sakramente wie die Gunst der Priester, die sie spenden, entbehren; er fürchtet nichts mehr, als die Strafe der Ausstoßung aus der kirchlichen Gemeinschaft. Freilich nur, wenn sie zu Recht erfolgt.

Finden wir diesen Anschluß an die Kirche soweit ganz begreiflich und mit jener gefunden Frömmigkeit, die wir ihm soeben nachrühmen durften, durchaus verträglich, so muß uns dagegen höchlich das Werturteil über die Welt befremden, das er ihr nachspricht, ohne sich an dem scharfen Widerspruch zu stoßen, in den er sich selbst damit zu der in den übrigen Teilen seines Gedichts vertretenen optimistischen Lebensansicht setzt. Wenn er zunächst in anschaulichem Bilde daran erinnert, wie der Tod unaufhaltsam herannahe und eben dadurch beständig mahne, gute Werke als Boten voranzufenden, um uns eine Statt im Himmel zu bereiten, so ist auch dies eine Mahnung, die sich noch sehr wohl mit seiner schönen Wertschätzung irdischer Pflichten und Genüsse verträgt. Wenn er dann aber in übereifriger Fortspinnung dieser Todesgedanken die ganze Welt mit allem Schönen und Hohen, was er selbst im weiteren Verlauf seines Gedichts darin findet, zu eitlem Blendwerk herabwürdigt und allen Weltkindern Verderben an Leib und Seele verheißt, so treffen wir hier eben auf den Riß, der, seit das Christentum in seiner asketischen Ausprägung den Wert des irdischen Lebens durch ausschließliche Betonung seiner jenseitigen Endziele verflüchtigte, die Seelen aller derer zerteilt, die die Ansprüche ihres natürlichen Menschen nicht mit diesen vermeintlichen Forderungen ihres Offenbarungsglaubens auszugleichen wissen.

Ich erwähnte schon, daß uns dieses widerspruchsvolle Hin- und Herschwanken zwischen unbefangener Würdigung und asketischer Verneinung des Lebens auch bei Hartmann begegnet, bei dem wir auch die übrigen Elemente der religiösen Anschauung Winsbets, wenngleich wohl nicht in so inniger Aussprache, wiederfinden. Auch Walthar steht unserm Dichter nahe in seiner religiösen Gesinnung, vor allem in der gleichen Einfachheit und Herzlichkeit derselben, wie sie in seinen Sprüchen hervortritt, während ich aus seinem stark katholisch gefärbten Reich mehr den Poeten oder den Verskünstler heraushöre als den frommen Bekenner seines Glau- Auch bei den andern zeitgenössischen Didaktikern, bei Freidank, Reinmar v. B. ja selbst bei dem halb ritterlich, halb geistlich gesinnten Thomaßin, drängt das spezifisch Katholische sich noch nicht aufdringlich hervor. Wir finden uns

bei ihrer Vesteire an die Thatsache erinnert, daß der Heiligendienst und Marienkultus, ob sie zwar schon längst bestanden, doch erst ein Menschenalter später zu ihrer maßlos üppigen Entfaltung gediehen, als die Menschen in ihrem von der Kirche verschärften Sündenbewußtsein ein dringenderes Bedürfnis empfanden, sich die schwierige Annäherung an die absolute Heiligkeit Gottes durch einen ungeheuer komplizierten Vermittlungsapparat zu erleichtern. — Im übrigen haben wir auch von Walther ein Gedicht, in dem er der trügerischen Frau Welt den Abschied giebt. Aber es ist doch ein Unterschied, ob ein lyrischer Dichter, der nur eine momentane Stimmung ausspricht, oder ein Didaktiker, der Grundsätze lehren will, derartiges sagt. Ich bezweifle nach dem ganzen Eindruck, den Walther macht, daß er in einem Gedicht, in dem es gegolten hätte, sich grundsätzlich über den Wert der Welt zu äußern, über sie ein solch generelles Verdammungsurteil und obendrein in einem Atem mit ihrer Verherrlichung gesprochen haben würde.

Wohin die asketischen Anwandlungen, die einen Augenblick die lebensfrohe Miene unseres Winsbeks verdüstern, konsequent durchgedacht, führen mußten, zeigt uns die Fortsetzung, die sich übrigens trotz allen Über-eifers in bemerkenswerter Weise ebenfalls noch von der oben erwähnten polytheistischen Entartung der katholischen Heilslehre freihält. Die Wichtigkeit der Welt, die Schrecken der Hölle und die Herrlichkeit des Himmels nebst Anweisungen über die Tilgung der reichlich aufgelaufenen Sündenschuld sind ihre einzigen Gedanken, und weitere konnte es auch bei strenger Festhaltung der weltfeindlichen Stimmung Winsbeks nicht geben. Der offenbar mönchische Verfasser verschärft ihre traurige Einseitigkeit noch durch ein ästhetisch angesehen widerwärtiges, zur effektvollen Vertretung seines Standpunktes dagegen ganz zweckdienliches Darstellungsmittel, indem er den blutjungen Sohn dem greisen Vater die Verfehltheit seines Weltdienstes vorhalten und an seiner Altersschwäche und Lebensmüdigkeit — welche letztere der Gescholtene übrigens durchaus nicht Wort haben will — *ad oculos* demonstrieren läßt. So schwarz wird hier also diese schöne Gotteswelt gemalt, daß selbst die Jugend ihren natürlichen Anspruch an die Freude aufgibt und nur danach verlangt, die rüstige Teilnahme an dem Leben, das sie umgiebt, in der Abgeschiedenheit des Klosters mit der selbstquälerischen Vorbereitung auf das erhoffte künftige Leben zu vertauschen. Zugleich empfiehlt der junge Bursch dem Vater zur Vermeidung der unausdenkbaren Höllenqualen Reue in Wort und That und zu dem Ende die Darreichung aller seiner Habe, um ein Spital zu stiften, in das sich beide zurückziehen könnten. Folgt nun, um den bereits erwähnten Darstellungseffekt an Unwahrscheinlichkeit und Unnatur noch zu überbieten, ein von Thränen halb erstickter Jubelruf des Vaters, der nicht nur alle seine ritterlichen Ideale und Freuden hinter sich wirft,

sondern uns glauben machen will, schon längst dasselbe wie sein Sohn gewünscht und nur in mißverstandener Rücksicht auf dessen vermeintliches jugendliches Freudebedürfnis bisher verschwiegen zu haben. Und alsbald beginnt er sein neues Leben mit einem langatmigen Bußgebet. Völlige Zerknirschung, die sich gar nicht genug thun kann, über sein im Welt-dienst vergeudetes Leben, Vertrauen auf den Allbarmherzigen, der wie Jonas, Susanne, Magdalene und Hiob, auch ihn eines Gnadenwunders würdigen und so wenig als den Schwächer am Kreuz oder die säumigen Arbeiter im Weinberge die späte Reue entgelten lassen möge, eine Anrufung Marias um ihre Fürbitte, angstvolle Gedanken an Gottes Allmacht und die Tücken des Teufels, der sehnliche Wunsch nach Verlängerung des Lebens, nur um seine Bußübungen verlängern zu können, — kommen darin zur Aussprache, freilich in recht vagen Wendungen und wenig überzeugendem Ton. Es klingt das alles, so sehr der Väter auch den Herzenskündiger auf die Aufrichtigkeit und Innerlichkeit seiner Reue hinweist, wie eine jener gereimten Beichtformeln, die die Kirche entwarf, um ihren Gläubigen eine Schablone zum Ausdruck von Gefühlen darzubieten, die sie haben sollten, in der Mehrzahl der Fälle aber wohl nicht hatten. Schon die gekünstelte Wendung, Christus sei ja der Namensbruder jedes Christen, und müsse ihn, den Betenden, schon deshalb vor der Höllepein schirmen, verrät deutlich den Mangel wahrer Empfindung. Zum Schluß aber vernehmen wir außer seiner Bereitschaft, sich in der That dem Wunsch seines Sohnes gemäß ins Spital zurückzuziehen, auch etwas Erfreuliches: er spricht seine Schuldner los und schenkt seinen Hörigen die Freiheit.

So armselig, dichterisch angesehen, auch dieser Erguß ist, so läßt er doch so recht in das Herz der extremen kirchlichen Anschauung sehen. Wie auf der Kanzel und im Beichtstuhl, so bekämpften ihre Vertreter auch in der Literatur den siegreich vordringenden ritterlichen Geist. Und sie konnten ihn mit keiner wirksameren Waffe bekämpfen, als wenn sie, gleich dem Fortsetzer des Wilsbeks, immer wieder der vornehmen Gesellschaft, um mit Scherer zu sprechen, das Medusenhaupt des Todes entgegenhielten und zur Vermeidung seiner Schrecken mönchische Entfagung, recht viel gute Werke oder auch wohl die Teilnahme an einem Kreuzzug empfahlen. Schon aus den zahlreichen uns erhaltenen Schenkungsurkunden für Kirchen und Klöster können wir ersehen, daß es ihnen trotz aller Fortschritte des weltlichen Geistes mindestens an äußeren Erfolgen nicht fehlte. Über den schreienden Widerspruch aber, der zwischen der gepredigten Askese und der nimmerfatten Empfänglichkeit für solche Gaben bestand, wußte sich die Kirche leichtesten Herzens hinwegzusetzen. Erst die Bettelorden, die jetzt aufkamen, empfanden und vermieden ihn.

Wenn wohl alle kirchlichen Schriften der Zeit auf diesen asketischen Ton gestimmt sind, so fehlt es natürlich auch hier nicht an Nuancen, wie sie sich mit Notwendigkeit aus der trotz aller kirchlichen Gleichmacherei unausrottbaren Individualität der Schreibenden ergeben mußten. Und in noch mannigfaltigeren Formen mochte die priesterliche Frömmigkeit durch ihre Versetzung mit anderen menschlichen Gefühlen und Antrieben, edleren und unedleren, in der Wirklichkeit des Lebens erscheinen, nicht selten gewiß auch ganz in die weltliche, nur mit äußerlichem Kirchentum verbräunte Sinnesrichtung hinüberspielen. Andererseits wird in einer wirklich bedeutenden Natur mit tiefen inneren Erlebnissen die furchtbare Einseitigkeit des strengen Kirchenglaubens einen ganz anders ergreifenden Ausdruck gewinnen als in den kalten schablonenhaften Versen des falschen Winsbeks. Solch ein Mann war der gottbegeisterte Sänger, der das heilige Marschlied der Pilgerreise v. J. 1064 dichtete, oder Otto von Freising, der nach dem Vorgang des hl. Augustin die ganze Weltgeschichte als eine Vorrede der Ewigkeit ansah, oder, um ihn noch einmal zu nennen, der leidenschaftliche Heinrich von Melk. Ihnen reihen sich an die großen Redner der Bettelorden, vor allem Berthold, später, wenn auch mit Abwendung von vielen andern kirchlichen Lehrmeinungen und Sätzen, die Mystiker, denen schon Männer wie Wolfram mit seinem religiösen Geheimbund und Thomasin mit seiner Geringschätzung des Ablasses und der guten Werke vorgearbeitet hatten. Sie wußten durch die Glut ihrer Überzeugung und die hinreißende Gewalt anschaulicher Rede ihren Hörern in der That die Nichtigkeit der Welt fühlbar zu machen und Tausende zur Abkehr von ihr zu bewegen.

Im einzelnen sei noch bemerkt, daß die charakteristische Gestalt des Teufels, wie sie der erschrocken Phantasie des Fortsetzers vorschwebt, wohl von keiner Seite angezweifelt ward. Wir finden die Frage, wie bei dem echten Winsbek, so ferner bei den aufgeklärtesten Geistern der Zeit, bei Wolfram und Walthar.

Ebenso stimmen — wie es denn bei der offenbaren Wahrheit des Gedankens kaum anders sein kann — die weltlichen Dichter in der Ansicht von der befreienden und versöhnenden Wirkung wahrer Reue mit dem geistlichen Fortsetzer Winsbeks überein, insbesondere wieder dieser selbst. Keinem aber ist es gelungen, diese Wirkung so sinnig auszudrücken, wie es Freidank thut in den Versen:

So daz wazzer ûf ze berge gât,
Sô mac des sünders werden rât:
Ich mein sôz fluzet tougen
Vom herzen zuo den ougen.
Diz wazzer hât vil lîsen fluz
Und hoert got durch der himele duz . . .

Wenn also nach diesen Ausführungen über die religiöse Gesinnung Winsbeks und seines Fortsetzers die Kirche immerhin Anlaß hatte, unsern Ritter nur zu den Halben und nicht zu den Ganzen zu zählen, so konnte sie mit seiner Haltung gegen die Geistlichkeit desto zufriedener sein. Nichts liegt ihm ferner als der Gedanke an eine notwendige Reform an Haupt und Gliedern. Er verlangt eindringlich, den Geistlichen unterschiedslos nur Gutes nachzusagen, obwohl er sich nach den Erfahrungen eines langen Lebens nicht der Erkenntnis verschließen kann, daß viele nur Lippenchristen sind und sehr viel anders und schlechter handeln, als sie reden. Aber in solchen Fällen sei es gottwohlgefällig, ihre üblen Werke zu übersehen und sich nur an ihre Worte und die Heiligkeit ihres Mittleramtes zu halten. Und nicht genug, daß er sie jeder Kritik entzogen wissen will; er nimmt sogar einseitig für sie Partei gegen die Laien, die er verleumderischer Angriffe beschuldigt, allerdings wieder in einigem Widerspruch zu sich selbst, sofern er ja, wie wir eben hörten, sein dem Klerus gespendetes Lob selbst einschränken mußte. — Es würde nun natürlich selbst bei dem umfassendsten Studium auch hier wieder nicht möglich sein, mit größerer Genauigkeit festzustellen, wie weit ein derartiger Respekt vor der Kirche und ihren Dienern in ritterlichen Kreisen verbreitet war. Aber daß er weit verbreitet war, läßt sich bei dem ungeheuren Einfluß, den die Kirche in dieser Zeit, wie schon Jahrhunderte zuvor, ausübte und keineswegs bloß ihren gewaltigen äußeren Machtmitteln, sondern zugleich und mehr noch der durch alles wuchernde Beizwerk hindurchscheinenden Hoheit ihrer Ideen verdankte, ohne weiteres annehmen und erhellt überdies aus der geschichtlich bezeugten Haltung eines großen Teils des deutschen höheren und niederen Adels in den langdauernden erbitterten Prinzipienkämpfen zwischen Papsttum und Kaisertum. — Groß war aber auch die Zahl derer, die die Religion von der Kirche zu unterscheiden mußten und sich das Recht sittlicher Kritik nicht verkümmern lassen mochten. Dahin gehören vor allem unsere großen staufischen Kaiser mit den ungezählten Tausenden, die sich aus allen Schichten der Bevölkerung um sie scharten, frohbereit, ihr Leben im Kampf gegen die streitbare Kirche für ihre gut kaiserliche Überzeugung zu wagen. Dahin gehören aber auch unsre edelsten Dichter. So Walther und Freidank. Beide ehren die priesterliche Würde an und für sich sehr hoch; ja für Freidank hören die Priester auf, überhaupt sündige Menschen zu sein, wenn sie in der Ausübung ihrer geistlichen Funktionen begriffen sind. Aber beide polemisieren gegen die unterschiedslose Verherrlichung aller Priester, wie sie der alte Winsbeka seinem Sohne empfahl. Und beide äußern sich mit dem gleichen Freimut und der gleichen sittlichen wie vaterländischen Entrüstung über die heillosen Schäden, die in der Kirche eingerissen waren: über die unersättliche Herrschsucht und Habgier

Roms, das die gutmütigen Deutschen entzweite und ausplünderte, über die angemessene Gewalt der Sündenvergebung und die mißbräuchliche Anwendung des Bannes, wie überhaupt über die völlige Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel, endlich auch über die Schwelgerei und Unzucht, die das private Leben so vieler Geistlichen schändete. Und Reinmar von Zweter gab seinem Lehrer und Vorbild Walthar wie in der Innigkeit seines Glaubens, so in der kühnen Kritik der kirchlichen Mißstände kaum etwas nach. Aber noch wuchtiger und folgenreicher erscheint uns Nachlebenden der indirekte Angriff Wolframs, ob er freilich von den Zeitgenossen selbst kaum als solcher empfunden wurde. Er verwirft nicht die Kirche und ihre Einrichtungen, aber er hält sie nicht für die allein selig machende. Wie er ein Prediger der Toleranz ist, der auch die Heiden für fähig erklärt, selig zu werden, so sucht und findet er seinen eignen Weg zum Himmel. An diese im Grunde revolutionären Anschauungen schlossen sich, ich weiß nicht, ob bewußt oder unbewußt, die Mystiker an und an diese wieder die Vorläufer der Reformation, bis dann Luther mit den Waffen seines aus der unverfälschten Bibel genährten Glaubens die Mauern der Romanisten niederbrach und insbesondere durch seine Lehre vom allgemeinen Priestertum die erschlichenen göttlichen und menschlichen Vorrechte des Klerus widerlegte. — Soll ich nun, da die sehr einseitigen, aber klaren Anschauungen der „Fortsetzung“ keiner zusammenfassenden Wiederholung bedürfen, den komplizierteren religiös-kirchlichen Standpunkt unseres alten Ritters noch einmal abschließend hervorheben, so läßt sich sagen, daß er sich gleich anderen zeitgenössischen Dichtern dem dogmatischen Schnörkelwerk seiner Kirche gegenüber eine gewisse ursprüngliche Frische religiösen Empfindens bewahrt, andererseits aber, wenigstens theoretisch, sich nicht über die kirchliche Geringschätzung des irdischen Lebens zu erheben vermag und zugleich der Geistlichkeit einen kaum zu überbietenden Respekt entgegenbringt.

Alle weiteren Betrachtungen und Vorschriften im Wilsbeke und in der Wilsbekin sind nun, um in der Sprache der Zeit zu sprechen, dem Dienste der Frau Welt gewidmet. Beiden Dichtern erscheint das ritterliche Leben als die freud- und ehrenreichste Form menschlichen Daseins, und es dürfte, wenn der bürgerliche Freidank von seinen besonderen Reizen und Vorzügen offenbar nichts wissen will, doch keinen adligen Sängern in diesem hundertjährigen Zeitraum geben, der, mochte er sich auch für seine Person in behaglicher dichterischer Muße „verliegen“, nicht von ganzem Herzen in dieses preisende Urteil mit eingestimmt hätte. Wolfram, der ein gottbegnadeter Dichter war und ohne Zweifel auch das tiefe Glück dieser höchsten Begabung empfunden haben muß, ist gleichwohl stolzer auf seine Ritter- als Dichterpürde. Und wenn er im Parzival in der Person Gawans das Leben und Treiben des oberflächlichen Durch-

schnittsritters in Schatten stellt gegen die tieferen geistigen Bedürfnisse und Freuden seines Gott suchenden und Gott findenden Helden, so sind doch beide so verschieden gearteten Ritter Freunde. „Ein höheres und ein niederes Rittertum unterscheidet er; aber Rittertum überhaupt ist doch für ihn die einzig lebenswerte Lebensform.“

Um diese hohe Wertschätzung recht zu verstehen, müssen wir uns einen Augenblick auf die allgemeinere geschichtliche Stellung des Standes besinnen.

Er muß für diese Zeit als der herrschende bezeichnet werden. Daß zunächst die Bauernschaft, die zwar nach den Zeugnissen Nitharts, Werners u. a. vielerorten einer gewissen Wohlhabenheit und des dazu gehörigen Selbstgefühls nicht ermangelte, doch an Ansehen und Bedeutung völlig hinter ihm zurücktrat, bedarf keines weiteren Nachweises. Was sodann das Bürgertum angeht, so fing es eben erst an, größeren nationalen Einfluß zu gewinnen. Noch Freidank verwahrt sich mit wegwerfendem Spott gegen seine Gleichstellung mit den drei andern Ständen. Aber selbst der Geistlichkeit hatte die Ritterschaft, wenn wir ihr litterarisches Hervortreten zum Maßstab auch ihrer sozialen Bedeutung nehmen, den Rang abgelassen.

Der wichtigste Grund für diese Überlegenheit liegt offenbar in den besonderen Ehren, mit denen noch jede Zeit die besonderen Mühen und Gefahren des kriegerischen Berufes vergolten hat. Wie Jahrhunderte später Schiller seine Wallensteiner mit Stolz singen läßt: Wer dem Tod ins Angesicht schauen kann, der Soldat allein ist der freie Mann, so spricht ein gleich hohes Selbstgefühl aus der Charakteristik des Ritters, wie wir sie noch um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts bei Joh. Rothe finden, wonach „er nicht mit dem Sacke diene wie Bürger und Bauer, sondern mit seines Leibes Stärke dem Herrn folge in saurer Arbeit.“

Und die Ritter fanden kaum noch Gefallen an der roheren Tapferkeit früherer Zeiten, die den Kampf um des Kampfes willen liebten, sondern stellten ihr gutes Schwert in den Dienst mehr oder weniger idealer Zwecke, mochten sie sich nun auf die Wohlfahrt des Reiches oder der Kirche oder auf die Interessen des Lehnsherrn oder endlich auch auf die oft so launischen Einfälle und Vergnügungen der heimlich erkorenen Herrin beziehen. Mit dem Wert der Zwecke aber wächst naturgemäß zugleich der berechtigte Stolz dessen, der ihnen dient.

In gleicher Weise wirkt die Größe der Opfer, die dieser Dienst fordert. Wie ungeheure Opfer aber wurden den ritterlichen Herren jener Zeit zugemutet in den immer wiederholten Romfahrten und nun vollends in den riesenhaften Unternehmungen der Kreuzzüge!

Ein weiterer Grund! Wenn uns Deutschen überhaupt eine Neigung zu korporativem Zusammenschluß im Blute liegt und diese Neigung gerade

im Mittelalter in einer Fülle von Einungen aller Art hervortrat, die, wie sie auf der einen Seite den Staat zersetzten, so auf der andern bis zu einem gewissen Grade auch wiederersetzten, so hatte die gleiche Thätigkeit, Pflicht und Ehre auch die Ritterschaft zu einem festen Verbande zusammengeschlossen. Es begreift sich, daß die Zugehörigkeit zu einer so großen Gemeinschaft das Selbstbewußtsein eines jeden Mitgliedes erhöhen mußte. Daß aber das Gefühl der Gemeinschaft immer lebendig blieb, dafür war gesorgt durch die überaus zahlreichen Kriege und in den friedlichen Zwischenzeiten durch die häufigen und glänzenden Waffenfeste, die von nah und fern ganze Scharen ritterlicher Gäste herbeizogen.

Dazu kommt, daß der Ritterstand auch die Kluft überbrückte, die den Hochgeborenen von dem adligen Manne niederer Herkunft und den Freien von dem Unfreien bisher geschieden hatte. Denn auch dem hörigen Dienstmann, wenn er nur tüchtig war, stand der Zutritt frei. Nicht mehr der Zufall der Geburt, sondern das persönliche Verdienst war entscheidend. Und wem es gelang, in diesem Orden Aufnahme zu finden, der durfte sich mit Stolz sagen, daß er nun der gleichberechtigte Genosß geworden sei von Königen und Fürsten.

Und mehr noch. Auch die nationalen Schranken wichen zurück vor dem Gemeinsinn dieses neuen Waffenadels. Im heiligen Lande, wo die Kreuzfahrer aus aller Herren Länder zusammentrafen im Dienste derselben hohen Aufgaben, hatte er sich unter dem vorherrschenden Einfluß der feiner gebildeten und glaubenseifrigeren Romanen ausgebildet; ja selbst in das mohamedanische Morgenland dichtete die Phantasie ritterlicher Sänger die Formen des Rittertums hinein, wie sie seine Entstehung, um zu allen seinen Ehrentiteln auch noch den Nimbus des hohen Alters zu fügen, gar in die ehrwürdigen Zeiten des Priamus und Achilles zurückverlegten. In dieser internationalen Breite seiner Existenz dürfen wir wohl eine weitere Quelle jener ritterlichen Selbstachtung erkennen.

Denken wir nun noch an den äußeren Glanz, der sich an zahlreichen Fürsten- und Herrenhöfen entfaltete, an die zierlichen Sitten, die den geselligen Verkehr verfeinerten, endlich an die edlen Freuden, die die schöpferische oder genießende Teilnahme an der plötzlich so reich erblühten Poesie bereitete, so werden uns alle die angegebenen Momente befähigen, die Selbstzufriedenheit nachzuempfinden, die jene ritterliche Zeit erfüllte und in ihrer Dichtung, im besonderen auch in Witsbeke, einen so vernehmlichen Ausdruck gefunden hat. Ja, Gervinus meint, „daß man wohl in aller Geschichte von einer so hohen Selbstgefälligkeit im Leben und in der Schrift, in Nationen oder in Individuen kein anderes Beispiel werde aufweisen können, es müßte denn unter dem ausgewählten Volke Gottes sein, das uns kein schlechteres Erbteil habe hinterlassen können, als eben dieses“. Ein Symptom dieser Selbstgefälligkeit erblickt er auch in dem

eigentümlichen Schicksal unserer epischen Volksdichtung: während die Griechen von Geschlecht zu Geschlecht den ursprünglichen Charakter ihrer Nationalepen pietätvoll gewahrt hätten, sei das unsrige sehr zu seinem Schaden und gegen alle Regel den heroischen Zeiten, in denen es wie jedes andre wurzle, mehr und mehr entfremdet worden, um nach Möglichkeit der Gegenwart des jedesmaligen Überarbeiters angepaßt zu werden. Genau mit derselben naiven Gewaltjamkeit verfuhr man übrigens auch gegen alle nichtheimischen poetischen Stoffe, mochten sie einem Lande oder Zeitalter angehören, welchem sie wollten.

Diese im Vorstehenden vorgetragene Auffassung von den Vorzügen des ritterlichen Standes schloß offenbar die Gefahr in sich, in Standesdünnkel auszuarten. Die gezierte Tochter in der Winsbefin neigt dazu, wenn sie die Mißheiraten zwischen Niederen und Hohen beklagt. Die Mutter aber belehrt sie eines Besseren, und der alte Winsbefe vollends will lieber umgehen mit einem Mann niedriger Herkunft, wenn er nur tugendhaft sei, als mit dem Hochgeborenen, aber unedel Gesinnten. Ihn beseelt das Bewußtsein, daß Adel vor allem verpflichtet und innerlich nur legitimiert wird durch Tugend. Schwerlich dürfte er daher mit der jetzt schon beginnenden Umbildung des Ritterstandes in einen erblichen einverstanden gewesen sein. Auch sonst fehlt es nicht an Zeugnissen aus jener Zeit, die diese edle Auffassung vertreten. Von seinen Getreuen aufgefordert, eine Gattin zu wählen, bedenkt sich der arme Heinrich keinen Augenblick, die Bauerntochter an seine Seite zu heben, die durch ihren Opfermut ihren Seelenadel bewiesen hatte. Und um dieser Handlungsweise eine lehrhafte Äußerung Walthers gegenüberzustellen, so warnt er vor junkerlicher Überhebung mit dem Hinweis darauf, daß im Tode Herren und Knechte gleich seien.

Nun fehlte es, wie natürlich, auch in den besten Tagen des Rittertums nicht an solchen, die ihrem Stande Unehre machten und in Rey, dem Thersites der Artusgesellschaft, ihr litterarisches Gegenbild fanden. Und diese besten Tage des Rittertums waren zu der Zeit, als Winsbefe dichtete, schon vorüber, wie wir aus den etwa gleichzeitigen Klagen Walthers, Freidanks, Reinmars v. J., Thomasins u. a. erkennen. Aber in den Augen Winsbefes verliert der Stand als solcher nicht das mindeste an Wert durch die Unwürdigkeit solcher „tumben“ Mitglieder, so wenig er vorher eine Entwürdigung des geistlichen Standes durch die Übelthaten einzelner Priester zugeben mochte.

Wenden wir uns nun zu den Zielen der ritterlichen Lebensführung, so fielen sie wohl für die meisten in dem einen zusammen, von den Standesgenossen anerkannt oder gar geliebt zu werden. Wendungen wie diese: du sollst dich den Werten lieb und wert machen, lehren im Winsbefe und besonders in der Winsbefin oft wieder. Nicht minder in so vielen ritter-

lichen Erzählungen, die man nur durchzublättern braucht, um immer wieder auf Zeugnisse dafür zu stoßen, daß der individuelle Stolz fast ganz im Standesbewußtsein aufging. Dieses Bedürfnis nach gesellschaftlicher Abstempelung des persönlichen Wertes, das dem korporativen Geist des Mittelalters so gemäß ist, hat sich ja bis in unsere Zeit, wenn auch in abgeschwächtem Maße, vererbt, wie unsere Ordens- und Titelsucht zur Genüge beweist. — Ein anderer Ausdruck, dem man in unseren wie anderen zeitgenössischen Ritterdichtungen oft begegnet, bedeutet daselbe: das Trachten nach Ehre. Sie ist eben nicht so sehr im Sinne der wahren Ehre, über die das eigene Gewissen entscheidet, als im Sinne der äußeren Ehre aufzufassen, die die öffentliche Meinung zuzieht. Dem Dichter der Winsbeken gilt sie wie so vielen seiner Zeit- und Standesgenossen als die höchste Richtschnur des Lebens. Mutter und Tochter begründen ihre Meinungen durchweg mit der Rücksicht auf die Folgen, die ihr Thun und Lassen für ihr Ansehen bei ihres Gleichen habe. Erlaubt ist, was gefällt oder doch kein Ärgernis erregt. So werden nach dem regelmäßigen Irrtum jeder aristokratischen Gesellschaft Schicklichkeit und Sittlichkeit auch damals für viele fast identische Begriffe. Daß ihnen aber auch tiefere Naturen gegenüberstanden, die über diese flacheren konventionellen Regeln hinaus nach einem absoluten sittlich-religiösen Maßstab suchten, habe ich schon oben bei der Besprechung der religiösen Standpunkte, die sich in der vornehmen Laienwelt vertreten fanden, angemerkt. Unser Winsbeken läßt sich durch beides bestimmen.

Was nun die einzelnen Erfordernisse echten Rittertums betrifft, so nennt er an erster Stelle die Wohlerzogenheit, und am Schluß, wo er aus seinen mannigfachen Lehren die drei wichtigsten heraushebt, nennt er sie wieder. Ebenso bekundet schon der didaktische Inhalt unserer Gedichte an und für sich sowie seine Einkleidung, hier in eine mahnende Ansprache des väterlichen Erziehers an seinen Sohn, dort in ein Wechselgespräch zwischen Mutter und Tochter über Erziehungsfragen, den Wert, den beide Verfasser auf die Erziehung legten. Und wenn damals vielfach die Sitte herrschte, die Edelfinder einem Hofmeister oder einer Hofmeisterin zur Unterweisung und beständigen Überwachung anzuvertrauen, den Knaben auch wohl an einen fremden Hof zu standesmäßiger Ausbildung zu schicken, so ist Winsbeken im Zweifel, ob das wohlgethan sei. Jedenfalls hält er wie sein Nachahmer die Eltern für die nächstverpflichteten und zugleich bestgeeigneten Erzieher ihrer Kinder; beide wissen, daß der Erziehungserfolg sich unter sonst gleichen Verhältnissen steigert mit dem Grade der Liebe, die zwischen Erzieher und Zögling besteht.

mit dir ich leides mich erhol;
mîn tröst ist an dich einen komen,
dîn liep mîn liep, dîn leit mîn dol.

Got tuo mich zweier sorgen bar.
daz du iht werdest ungemuot
und daz din sêle iht missevar.

Ein so tiefes Interesse, wie es sich in diesen Worten kundgibt und wie es eben nur ein Vater haben kann, muß das Herz des Sohnes ergreifen und für die Aufnahme der guten Lehren ungleich williger machen, als wenn sie aus dem Munde eines noch so teilnehmenden Fremden kämen; und die Eltern hinwiederum dürfen, wie beide Gedichte andeuten, um so sicherer auf den Eindruck und die Befolgung ihrer Worte rechnen, je mehr sie von vornherein sich der Gegenliebe ihrer Kinder erfreuen. Ähnlich scheint Freidank wieder von dem besonderen Einfluß elterlicher Erziehung zu denken, wenn er sagt:

Ein ioglich kint sich dâ nâch sent
Als ez diu muoter hât gewent.

Unsern Winsbefe als einen echten Aristokraten treibt noch ein besonderes Motiv, die Rücksicht auf die gute Tradition seiner Familie: wie er Haus und Hof vererbt, so möchte er den guten Ruf seines Geschlechts, den er in einem langen wohlverbrachten Leben sorglich gepflegt hat, auch von seinem Kinde treu gewahrt wissen, wenn er selber dahin muß. — Übrigens würden alle seine Ratschläge für uns offenbar an Gewicht und Eindringlichkeit gewinnen, wenn wir annehmen dürfen, daß der Dichter selbst der Vater und der Sohn keine fingierte, sondern eine wirkliche Person ist. Und die feierliche Innigkeit der so oft wiederholten Anrede an den Sohn, wie überhaupt die Wärme des Tons, die das ganze Gedicht durchdringt, berechtigen wenigstens zu dieser Annahme, wenn sie nicht dazu zwingen. Allerdings war es ein beliebter Kunstgriff der mittelalterlichen poetischen Technik, solche Lehren und Vorschriften einem Vater oder einer Mutter in den Mund zu legen, wie denn auch der ausgeklügelte und gezwungene Charakter des Gesprächs in der Winsbeken kaum einen Zweifel läßt, daß wir es hier in der That nur mit einem fingierten Verhältnis zwischen Mutter und Tochter zu thun haben.

Bei aller Wertschätzung der „Zucht“ kennen unsere beiden Dichter aber sehr wohl die beschränkte Wirkung, deren sie allein fähig ist. Du verschwendest Deine Worte, so warnt der Vater seinen Sohn, wenn Du sie an jemand richtest, der nicht hören will. Ein wildes Zohlen läßt sich leichter zähmen als ein übelgearteter Mensch. Und nach der Winsbeken scheitern alle erzieherischen Bemühungen an einem mißratenen Mädchen, das sich nicht selber hüten will. Auch Freidank entgeht diese in der unzerstörbaren Individualität des Zöglings begründete Beschränktheit der Erziehungseinflüsse nicht:

Den ziegel und den boesen man
Nieman volle waschen kan;

Sô daz luter ab in gê;
Si sint ze jungest trûebe als è.
Des môres hât unsanfte lât
ir swarze varwe, die si hât:
des lêbarten hiute sam geschiht
din enlât ir maneger vleckten niht:
als wizzet, daz ein übel man
sîn übel niht vermîden kan.

Um der epischen Kunstpoesie zwei Beispiele zu entnehmen, so sind der junge Parzival und Gregor beide in dem Falle, in einer Weise erzogen zu werden, die ihrer Natur nicht entspricht; aber bei beiden macht sie auch mit unwiderstehlicher Gewalt alle Anstrengungen, sie zwangsweise umzuarten, zunichte. Und Walther hat an keinem Geringeren als einem deutschen Königssohne die bittere Erfahrung von der Nutzlosigkeit erzieherischer Zwangsmittel gemacht.

Nieman kan beherten
Kindes zuht mit gerten . . .

Wenn hier nun auch wohl die unter Umständen recht heilsamen Wirkungen des strafenden Stoces unterschätzt werden, so beruht doch in der That aller Erziehungserfolg ganz überwiegend auf den drei methodischen Mitteln, die Winsbefe angewandt wissen will: auf der Lehre, dem Beispiel und der Übung. Aber die Lehren dürfen nicht zu umfangreich sein, wenn sie nicht das Gedächtnis des Hörers überlasten und sein Urteil für zutreffende Wertunterscheidungen verwirren sollen. In dieser Einsicht beschränkt sich Winsbefe auch überall auf die Hervorkehrung der wesentlichen Züge seines ritterlichen Erziehungsideals, wenn andere Didaktiker der Zeit, so Freidank und mehr noch Thomasin, um von der schulmeisterlichen Redseligkeit Hugos von Trimberg ganz zu schweigen, sich in eine ermüdende Breite verlieren, und zum Schluß versäumt er nicht, noch einmal mit voller Absichtlichkeit die Summe seiner Lehrweisheit in aller Kürze zu ziehen. Ein ähnliches didaktisches Geschick zeigt Walther in seinem oben auszüglich erwähnten Gedicht, das er in dem leichten und einschmeichelnden Fluß der Verse ganz der Fassungskraft und dem Geschmack des Zöglings anzupassen weiß.

Wirksamer als die abstrakte Lehre ist zu allen Zeiten das Beispiel gewesen. Winsbefe weist seinen Sohn einmal auf den edelsinnigen Gahmuret hin, während die Mutter in der Winsbefin bezeichnender Weise auf die vielgewandte, aber ziemlich skrupellose Lunete anspielt. Im Welschen Gast empfiehlt Thomasin, soviel er auch an den Rittersippen auszusetzen hat, das gleiche Lehrverfahren, wobei er sich allerdings in einigen seiner in Wahrheit doch nicht ganz einwandsfreien Lieblingsfiguren ein wenig vergreift. Den des Lesens Unkundigen aber verweist er auf bildliche Dar-

stellungen. Im Titulrel wird von der Freude gesprochen, die ein Ritter an den poetischen Abbildern seines Berufs haben müsse. — Wieviel aber steht im allgemeinen der bloße Bericht über ein nachsicherswerthes Muster an bildender Kraft zurück hinter der anschaulichen Wirklichkeit eines lebenden Vorbilds! Dieser Wahrheit trägt auch Winkbete Rechnung, wenn er in aller Bescheidenheit seinem Sohn das Muster seiner eigenen Lebensführung vorhält. Außerdem aber rät er häufige Besuche bei Hofe an. Gemeint sind die Sige des vornehmeren und begüterteren Adels, wo sich im allgemeinen die feinste Rittersttte entfaltet, während unter den gewöhnlichen Landebelleuten noch vielfach häuerische Unbildung verbreitet war. — In vollstümlichem kräftigen Bilde weiß wieder Freidank ähnliche Gedanken über die sittlichen Wirkungen des Umgangs vorzutragen:

Swer sich ze kletten mischet,
 Unsankte ers abe wischet:
 Nieman frumer mische sich
 Ze boesen luten, daz rät ich.

Aber alle Anschauung des Guten in Lehre und Beispiel erweckt nur flüchtige Eindrücke und Vorsätze, wenn nicht die selbstthätige Übung hinzukommt, wie sich umgekehrt dieselbe Macht der Gewohnheit in der Hartnäckigkeit oder gar Unausrottbarkeit schlimmer Neigungen äußert, denen man sich eine Weile widerstandslos überlassen hat.

„Sun, drizic jâr ein tôre gar
 der muoz ein narre vûrbaz sîn:
 die wîsen sprechent, ez sî wâr;
 ez ist vil dicke worden schîn
 und ist ouch der geloube mîn
 gewonheit ist dâ schuldec an:
 diu gît dem lîbe solhen pîn,
 des er von Kintheit ist gewon
 ez sî im schade, ez sî im
 dâ kumt er âne got niht von.

Darum dringt unser Dichter auf frühe Übung im Guten, gestützt auf die Autorität des Sprichworts, in dem ein ganzes Volk seine tausendfache Erfahrung niedergelegt hat:

Sun, si jehent alle, ez brenne vruo
 daz ze nezzeln werden sol:
 dîn junger muot daz selbe tuo;
 daz kumt dir in dem alter wol.

In trockner Form begegnet derselbe Gedanke im Welschen Gast, während Freidank ihn wieder durch ein vollstümliches, übrigens stark an einen Horazischen Vers anklingendes Bild zu erläutern und beleben weiß:

Den boesen vazzen niemen mac
Benemen wol ir êrsten smac:
Den site ein man unsanfte lât,
Des er von jugent gewonet hât.

Hat uns somit der Dichter seine Ansichten über die beste Erziehungsmethode wenigstens angedeutet, so läßt er uns dagegen fast ohne alle Auskunft auf die Frage, welche Eigenschaften und Fähigkeiten im einzelnen er in dem allgemeinen Begriff der Wohlerzogenheit zusammenfaßt. Es würde nun zu weit führen, denselben nach andern ausgiebigeren Quellen, die in reichlicher Zahl vorhanden, in seinem reichen Detail auszubreiten. Es genüge die Angabe, daß er zunächst die Aneignung eines höfisch feinen Betragens in allen möglichen Lebenslagen einschließt, daheim und draußen, bei Tisch, beim Spiel und Tanz, in Haltung und Gespräch, ein Betragen, das wieder vielfach anders war im Verkehr mit Männern oder mit Frauen. Dieser bis ins kleinste ausgebildeten Etikette lagen höchst achtungswerte Motive zu Grunde. Wie hat es in unserer Geschichte wieder eine Epoche gegeben, in der die maßgebenden gebildeten Kreise einen solchen Drang gefühlt hätten, die Schönheit auch in ihr alltägliches Leben einzubilden. Wie sie in Wohnung, Kleidung und Hausgerät und auf einem höheren Gebiete in der sprachlichen und metrischen Beschaffenheit ihrer Versgebilde einen feinen und reichen Geschmack befundeten, so auch in der zierlichen Anmut ihrer geselligen Formen, wobei wir freilich der gröblichen Ausnahmen nicht vergessen, die schon oben erwähnt wurden. — Einen anderen Grund erkenne ich wieder in dem gesteigerten Bedürfnis, fremde Persönlichkeiten zu respektieren, natürlich unter der stillschweigenden Bedingung der Gegenseitigkeit. Eine hierfür bezeichnende Stelle findet sich auch im Wilsbefe: er solle, sagt der Vater zum Sohn, nicht zu dringlich sein, nicht einmal seinen Freund ungebeten beraten, um die Bescheidenheit, den schuldigen Respekt vor dem andern nicht zu verletzen; und, fährt er fort, das gelte, ob er nun stehe oder sitze, eine Unterscheidung, die wieder hindeutet auf das nach Rang und Würde des Partners abgestufte konvenienzmäßige Benehmen. — Um nun doch den außerordentlichen Wert, den man auf Form und Schicklichkeit, wie man sie verstand, legte, wenigstens an einem Beispiel zu veranschaulichen, so kann es sich Albrecht von Halberstadt nicht versagen, der arg bedrängten Niobe es übel zu vermerken, daß sie höfischer Sitte zuwider lief, statt sich in langsamem Tempo und mit Grazie zu bewegen. Es ist dies ein Fall, wonach unserer modernen Empfindung die Feinheit in Unnatur und Geschmackslosigkeit umschlägt. Daß sich aber auch damals schon gegen die Ausschreitungen der Form Protest erhob, dürfte man ohne weiteres voraussetzen, da es in einer geistig so hoch stehenden Zeit nicht an Kritikern gefehlt haben kann, die aller Überbildung gegenüber Kopf und Herz auf

Dem richtigen Flecke behielten. Aber es fehlt auch nicht an Belegen. Ich verweise nur auf den Einspruch Wolframs. Wenn Parzival in buchstäblicher Befolgung der ihm eingequälten Vorschriften ritterlicher Etikette in einem Moment, der ihm menschliche Teilnahme gradezu abzwängen mußte, sich einer kühlen Zurückhaltung befleißigt, um hernach schwer unter ihren Folgen zu leiden, so ist das offenbar ein Verdammungsurteil des Dichters über die Erzeße der Form. Auch in seinem Titirel bilden sie das tragische Motiv der Handlung. Uebrigens kommt hier in Wolfram der bairisch-österreichische Adel zu Wort, der, wie er die von Frankreich eingeführte ritterliche Sitte später annahm, so sich auch von ihrer Überfeinerung freier erhielt. Nach der ganzen Haltung Winsbeks zu schließen, dürfen wir mit Gervinus wohl auch ihn in diesem Punkte als einen Gefinnungsgenossen seines großen Landsmanns und Nachbarn ansprechen. Dagegen würde es m. E. verfehlt sein, diese Vermutung damit zu begründen, daß er auf das ritterliche Etikettenwesen kaum mit einem Worte eingeht. Diese Wortfargheit erklärt sich wohl ganz einfach daraus, daß die Erziehungsperiode, handle es sich nun um Wirklichkeit oder bloße dichterische Fiktion, schon hinter dem Sohne liegt und es somit ungereimt wäre, nachträglich noch Vorschriften über Dinge zu geben, die er sich bereits zu eigen gemacht haben mußte.

Ein zweites hauptsächliches Erziehungsziel war die Ausbildung in allen leiblichen Übungen, besonders in der Kunst des Reitens und im Gebrauch der Waffen, gelte es nun die Pflege des Weidwerks oder den ritterlichen Turnierkampf oder den Krieg. Auch über dieses wichtige Thema schweigt sich unser Dichter, vermutlich wieder aus dem eben angegebenen Grunde, fast völlig aus. Er ermahnt den Sohn nur, die erlernten Fertigkeiten gegebenen Falls auch anzuwenden, sein Streitroß gewandt zu regieren und im Zweikampf den Gegner durch sicheren Lanzenstoß auf die durch die vier Nägel gekennzeichnete Mitte seines Schildes oder in den Zwischenraum zwischen Helm und Brustharnisch aus dem Sattel zu heben. Diese Zielpunkte des Stoßes finden wir auch sonst nicht selten als die wirksamsten erwähnt.

Was uns nun aber in der That Wunder nehmen könnte, ist die völlige Übergehung aller geistigen Bedürfnisse und Vergnügungen. Am ehesten begreift sich noch die Gleichgiltigkeit unseres ritterlichen Dichters gegen die eigentliche Wissenschaft. Sie lag noch ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit und mochte in der Form, in der sie von ihr dargeboten wurde, nicht eben viel Anziehendes haben. Die adlige Gesellschaft kümmerte sich denn auch herzlich wenig darum. Viele oder die meisten brachten es nicht einmal zum Lesen und Schreiben; selbst der große Wolfram ermangelte dieser elementaren Fertigkeiten so gut wie der seltsame Ulrich v. Pichtenstein, der zur Entzifferung eines Liebesbriefes zu

seiner Qual erst auf die Hilfe eines Kaplans warten mußte, und Hartmann glaubt sich seiner Lese- und Schreibekunst besonders berühren zu sollen. Andererseits aber hatte Wolfram, obwohl er auf keiner Klosterschulbank geessen, sich mit unerfättlicher Wißbegier autodidaktisch alle Bildungselemente seiner Zeit zu eigen gemacht. So ganz verwunderlich wäre es also nicht gewesen, wenn auch der reißige Herr, der sich in unserem Gedicht in der Rolle des Lehrers gefällt, seinem Sohn offene Ohren und Augen für wissenschaftliche Dinge gewünscht hätte.

Aber viel befremdlicher als diese Lücke erscheint eine andere, daß nämlich mit keinem Worte der Beschäftigung mit der Poesie und der in der mittelalterlichen Kunstübung mit ihr besonders eng verwischerten Musik gedacht wird. Fand unser Dichter doch offenbar ein groß Gefallen daran, und bildeten sie doch zugleich ein ständiges Element der besseren höfischen Erziehung. Natürlich meine ich nicht, daß er seinen Sohn zu poetischem Schaffen hätte anhalten sollen; selber mit einem nicht unbedeutenden Talent begabt, wußte er wie einer, daß dergleichen nicht erzwingbar noch erlernbar ist. Aber warum forderte er nicht wenigstens die Empfänglichkeit für die edlen geistigen Darbietungen, von denen es in jener sangeslustigen Zeit im ganzen Lande wiederhallte und die er selbst durch seine gehaltvolle und formschöne Dichtung vermehrte. Auch das, denke ich, darf uns befremden, daß unser allem Anschein nach begüterter Ritter seine zahlreichen armen Sanges- und Standesgenossen nicht dem künftigen fürsorglichen Schutz seines Sohnes empfiehlt, zumal es damals auch in Deutschland nicht an rühmlichen Vorbildern solchen Mäcenatentums, die ihm diese Mahnung noch besonders hätten nahelegen können, fehlte, wovon nicht bloß die überlieferten Beziehungen einzelner Sängers zu gastlichen Fürstenhäusern zeugen, sondern mehr noch die sehnsüchtigen Rückblicke späterer Dichter auf die gesegneten Zeiten, wo die Kunst noch allenthalben ermunternde Teilnahme und dankbare Unterstützung gefunden habe. Aber sollten am Ende diese Ankläger ihrer eignen Zeit nicht wie so oft zu übertreibendem Lobe der Vergangenheit neigen und die Kunst auch in der besten Zeit ihrer Blüte doch mehr als ein schmückendes Beiwerk des Lebens denn als eine ernste und heilige Sache, die die Genießenden auch zu Opfern verpflichtet, gegolten haben? In der That, wie erklärt es sich sonst, daß ein Sänger wie Walther sich so lange vergeblich nach einem bescheidenen Heimwesen sehnte; und als er es endlich von seinem kaiserlichen Gönner erhielt, da waren es nicht so sehr seine poetischen als seine politischen Verdienste, die ihm gelohnt wurden. Ja, die Dichter selbst scheinen vielfach ihre Kunst nur als einen angenehmen Zeitvertreib angesehen zu haben.

Wenn nun schon die bisher besprochenen mehr äußerlichen Erfordernisse des Rittertums nur bis zu einem gewissen Grade anerzogen werden

konnten, im übrigen aber entsprechende geistige und körperliche Anlagen, insbesondere auch die Fähigkeit und Neigung zur Selbsterziehung voraussetzen, so gilt das von den Tugenden, von denen weiterhin die Rede sein soll, in noch höherem Grade. Es sind die Tugenden des Maßes, der Tapferkeit, der Treue, der Beständigkeit und der Freigebigkeit. Nun dürfte es kaum einer strengen philosophischen Untersuchung gelingen, diese einzelnen Begriffe scharf auseinander zu halten; wieviel weniger dürfen wir es also von unserm Dichter erwarten, der zwar gute Lehren, aber kein Moralsystem in Versen geben will? So gehen bei ihm auch die Tugenden der höfischen Zucht und des Maßes ineinander über. Indes scheint er unter der Maße weniger die Meisterung des äußeren Gebahrens zu verstehen, das mehr in die Begriffssphäre der verwandten Tugend fällt, als die Bändigung des Willens, der Leidenschaft, das Waltenlassen ruhig abwägender Vernunft, mit einem Worte die Selbstbeherrschung, die jenes schöne Gleichmaß unseres inneren Lebens erzeugt, das von so vielen großen Ethikern in alter und neuer Zeit gepriesen worden ist, kaum je aber feierlicher und eindringlicher als in dem allbekannten Spruch Walthers, der mit den Worten anhebt:

Wer sloht den lewen? wer sloht den risen?

Wer überwindet ienen und disen?

Daz tuot, der sich selbe twinget.

Daß diese Tugend — die σωφροσύνη der alten Griechen — in den ritterlichen Kreisen besonders hochgeschätzt wurde, wissen wir aus vielem. Ich erwähne nur, daß ihrer Anpreisung schon im 12. Jahrhundert ein umfanglicheres Lehrgedicht gewidmet wurde und daß sie in der weitangelegten Dichtung Thomases „Der welsche Gast“ neben der Stetigkeit den Grundbegriff bildet. In ihrer Anwendung auf die einzelnen menschlichen Bethätigungen und Bestrebungen ergeben sich eine Reihe von Einzelsvorschriften. So warnt der erfahrene Winsbefe vor den Sünden der Zunge. Zweimal solle man die Worte wägen, da sie, einmal gesprochen, nicht wieder ungesprochen gemacht werden könnten. Es wäre ein Leichtes, übereinstimmende Warnungen anderer zeitgenössischer Dichter beizubringen; aber es wäre auch gleich müßig, da sie bei der zu Tage liegenden Wahrheit der Sache, um die es sich handelt, selbstverständlich sind. Die gleiche Übereinstimmung und aus dem gleichen Grunde dürfen wir ohne weiteres voraussetzen, wenn Winsbefe Hoffahrt und Habgier als böse Zussaffen des Herzens bezeichnet, die es zum Sklaven erniedrigen und reif zur Hölle machen, oder wenn er den Widersinn in der letzten Leidenschaft aufdeckt mit dem Hinweis auf den Verlust aller irdischen Habe in der Stunde des Todes. — Einseitiger und engherziger erscheint mir dagegen seine Verurteilung des Ehrgeizes. Halte Maß in deinem Wollen, miß deine Ziele behutsam ab nach deinen Kräften, besser gar kein Versuch als ein Fehl-

versuch, so ruft er seinem Sohne zu. Ich finde auch nicht, daß diese Grundsätze den Idealfiguren entsprächen, wie die epische Dichtung sie schuf. Verkörpern die Volksepen in vielen Gestalten — man denke nur an Hagen und Kriemhild! — die dämonische Gewalt der Leidenschaft, die unbekümmert um den Ausgang, um Tod und Verderben, nur Sättigung ihrer selbst sucht, so ist für die Artusritter jedes Ziel nur um so lockender, je gewagter und unerhörter es ist. Allerdings kann man in betreff dieser Fabelwelt kaum von einer Überspannung der Ziele reden, da die abenteuernden Helden wohl immer so glücklich sind, sie zu erreichen. Überhaupt aber läßt sich gegen den Dichter geltend machen, daß sein gerühmtes mittleres Maß gar leicht in philisterhafte Mittelmäßigkeit umschlagen kann, wie denn schon sprachlich eine verzweifelte Ähnlichkeit zwischen beiden besteht. Für den Zwang und das bedingte Recht der Leidenschaft hat er kein Verständnis, es sei denn, wovon noch gesprochen werden wird, in Sachen der Liebe; daß er freilich ein zuchtloses Leben „in vrier wal“, was wir nach Nietzsche ganz wohl mit „jenseits von Gut und Böse“ überlegen könnten, mit Entschiedenheit verwirft, werden wir ihm nur zur Ehre anrechnen; aber er will auch edlere Aufwallungen mehr wie billig gedämpft wissen: so erteilt er die Weisung, niemanden, selbst den Freund nicht, umgebeten zu beraten, da man Anstoß erregen könne und bei denen, die nicht hören wollten, doch nichts erreiche. Einmal selbst ein vergebliches Opfer wagender und warnender Freundschaft oder gar allgemeinem menschlicher Teilnahme zu werden, will unserm vielfach so edeldenkenden, hier aber etwas überbedächtigen und egoistischen Alten nicht in den Sinn.

Ich denke, wie auf den unsicheren religiösen Standpunkt, den wir unserm Dichter einnehmen sahen, so stützt Scherer auch hierauf sein allerdings lebhaft angefochtenes Urteil, daß wir es nur mit einem Durchschnitsaristokraten zu thun haben. —

Sei kühn, und wenn es den Kampf gilt, so spare des Mutes nicht, — so lautet eine weitere Mahnung, die er in selbstzufriedenem Rückblick auf sein eignes an Kämpfen und Siegen reiches Leben an seinen jungen Sohn richtet. Daß die Tapferkeit, diese männlichste aller Tugenden, schon in den ältesten Zeiten unser Volk auszeichnete und schreckenvolle Bewunderung bei den Nachbarn erregte, wissen wir aus den alten Schriftstellern. Sie hat dem römischen Weltreich das Leben gekostet, und wenn sittliche Eigenschaften immer von neuem bethätigt sein wollen, um zu dauern und sich von Generation zu Generation zu vererben, so war in den folgenden Jahrhunderten bis in die Zeiten, da Winzbeck jenen Mahnruf erhob, durch fast ununterbrochene große und kleine Kriege für Gelegenheit zu solcher Übung reichlichst gesorgt. Unsere heimische Heldenepöe hat diesen wesentlichen nationalen Charakterzug in kraftvollen Gestalten ausgeprägt, und Scherer weist mit Recht darauf hin, mit welchem

weihervollen Nachdruck die Männer darin stets Helden und Helden genannt werden. Ebenso ist es das höchste Streben der Artusritter, einander in wahren Wundern der Tapferkeit zu überbieten. Sei ein Löwe im Kampf, heißt es schon im Ruodlieb, der diese ganze ritterliche Pitteraturbewegung einleitet. Schon den Knaben liegt die Kampflust unbezähmbar im Blute. Parzival, der seither nie etwas von Ritterwerk gehört, zieht es unwiderrstehlich aus seiner Waldeinsamkeit und der ängstlichen Obhut der Mutter hinweg zu Kampf und Sieg, als er zum ersten Mal eines Ritters ansichtig wird. Desgleichen erwacht in dem jungen Gregor, als er von seiner ihm bisher verschwiegenen ritterlichen Abkunft hört, plötzlich der ungestüme Drang, sich trotz seiner auf ein geistliches Leben berechneten Erziehung in ritterlichen Thaten und Gefahren zu versuchen. In der That mußte auch für einen Kriegerstand, wie ihn die Ritterschaft darstellte, die Tapferkeit die erste, die selbstverständlichste aller Tugenden sein. Und zwar war es für ihn nach der vorherrschenden einseitigen Auffassung der Zeit geziemend, ausschließlich das Waffenhandwerk zu betreiben, jede andre Hantierung aber zu meiden; selbst die Bewirtschaftung des eignen Gutes galt im allgemeinen seiner als wenig würdig oder doch nicht als etwas Verdienstliches. Die Tapferkeit aber lohnte auch mit manchem äußeren Gewinn: nicht wenige, besonders unter den besitzlosen Rittern, mochten ihr vornehmlich ihre Karriere im landesherrlichen oder kaiserlichen Dienste zu danken haben, und Winsbeka hätte statt auf die Erfolge Gahmurets in Wolframs Parzival auch auf geschichtliche Beispiele in Fülle verweisen können; vor allem aber war sie, wenn wir den höfischen Erzählungen glauben dürfen, die unerläßliche Bedingung, an die für einen regelrechten Ritter der in seinen Augen kostbarste Preis geknüpft war, die Gunst der Frauen. Greg verfällt der Mißachtung seiner Gattin, weil er sich, von ihren Reizen gefesselt, ritterlichen Thaten entzog, und Sigune fordert von ihrem Geliebten als Bedingung ihrer ferneren Neigung ein tollkühnes, todbringendes Wagnis.

Aber wenn dieser waffenrohe Sinn auch in der Mehrzahl der Ritter leben mochte, so lebte er doch nicht in allen. Ja, Gervinus glaubt, gerade für unsre Zeit, entsprechend der Zunahme sentimentaler und poetischer Stimmung, einen Rückgang der alten Thatkraft feststellen zu können. Verwundert fragt er, wie es sonst zu erklären sei, daß die ganze ritterliche Poesie auch nicht ein einziges Kriegslied hervorgebracht habe, während doch die provençalischen Troubadours das kriegerische Feuer, das in ihren Herzen glühte, auch in zahlreichen Liedern hätten lodern lassen. So auffällig in der That diese negative Thatfache ist, so läßt sie doch schwerlich einen so weitgehenden Schluß zu, wie Gervinus will; sie beleuchtet nur an ihrem Teile die sonderbare Doppelexistenz, in der sich so viele Ritter, zumeist aber die ritterlichen Sänger, bei uns gefielen; sie

liebten es, sich über der rauhen Wirklichkeit, die sie umgab, eine schönere Traumwelt zu erbauen, und bekamen das Kunststück fertig, in beiden Welten zugleich mit ganzem Herzen zu leben. Friedrich von Hausen war nach geschichtlichem Zeugnis ein wegen seiner Tapferkeit hochberühmter Ritter, dessen Heldentod fern von der Heimat von dem ganzen Heere beklagt wurde; in seinen Gedichten dagegen präsentiert er sich als ein Mann von fast frauenhafter Weichheit. Unfre Lyrik bewegte sich eben hergebrachtermaßen immer in demselben engbegrenzten Gebiet gewisser idealer Stoffe, das nur dann und wann ein kühner Neuerer wie Walther oder Neidhart durch resolute Griffe ins wirkliche Menschenleben erweiterte. Genug, ich halte dafür, daß Gervinus in dem fraglichen Punkte übertreibt.

Daß aber viele wirklich „sich verlagen“, wie der mittelalterliche Ausdruck lautet, ist bei der Neigung der menschlichen Natur zur Bequemlichkeit und Genußsucht von vornherein anzunehmen. Ein solches Schlaraffenleben schon in den kräftigen Zeiten der Jugend und des Mannesalters mißfällt unserm Winsbefe höchlichst, wenn es ihm, dem himfälligen Greise, freilich zur unerwünschten Notwendigkeit werde. Wieder mit Berufung auf die Spruchweisheit seines Volkes verlangt er von seinem Sohn, sich zu rühren, seine Kräfte zu brauchen, sein Gut einzusetzen und Not und Kummer als die nun einmal unvermeidlichen Begleiterinnen des Menschen gelassen mit in den Lauf zu nehmen. Dieselben Gedanken und in ähnlicher Form, hatte vor ihm schon Wirnt im Wigalois ausgesprochen. Und an Greks Schicksal hatten wir soeben einen anschaulichen Beweis dafür, daß thatloses Genußleben mit Schande und Schaden sich rächt. Aber in diesem dichterischen Beispiel entsprang es noch einem an sich sehr achtbaren Motiv, der innigen Liebe zur Gattin. In vielen Fällen der Wirklichkeit jedoch hielten verächtliche Gründe den Ritter in der trägen Ruhe seines Burglebens zurück. Wenn bei Muskatblüt die Feigheit als ein solcher Grund genannt wird, so setzt Winsbefe noch drei andere auf die Liste, indem er die Unzucht und Unmäßigkeit in Spiel und Trunk in ihren verderblichen Folgen für Leib und Seele, für das irdische und himmlische Heil seinem Sohne vor Augen stellt. Gröber noch wettert Freidank gegen die Trunksucht, wenn er ihre Opfer als einen Raub des Todes und als viehischer denn das liebe Vieh brandmarkt. Aber gerade dies altvererbte deutsche Vaster, das schon Tacitus beobachtete und in der Anfangszeit des Rittertums die leichtherzigen Vaganten mit einem noch heute unverblühenen Schimmer feuchtfröhlicher Poesie umgaben, wurde durch die höfische Sitte, die, wie wir sahen, in allem Maßhalten gebot, in der ritterlichen Gesellschaft zwar natürlich nicht beseitigt, wie allein schon diese Warnung Winsbokes als solche erkennen läßt, aber doch merklich zurückgedrängt. Zwar haben wir auch aus der Epoche, die uns hier beschäftigt, zwei dichterische Verherrlichungen des Trunkes, „der

Wiener Meerfahrt" und besonders „den Weinschwelg," den man ein wahres Hohes Lied des Trunkes und zwar in seiner verdamulichsten Form, nämlich des einsamen, nennen kann, aber bezeichnender Weise sind sie der munteren Laune bürgerlicher, nicht ritterlicher Verfasser entsprungen. Später sangen dann freilich auch die Tannhäuser, Hadlaub und Steinmar ihre wüsten Zechlieder, aber sie bezeichnen damit eben nicht nur eine Vergröberung der litterarischen Stoffe, sondern zugleich den Verfall der höfischen Zucht und Sitte.

Wenn Winsbefe ferner die Spielwut bekämpft, so hat er dabei natürlich nicht die harmlosen Unterhaltungsspiele im Auge, am wenigsten das Schachspiel, das schon in dieser Zeit als das edelste von allen galt und geradezu unter die Vehrgegenstände der ritterlichen Erziehung aufgenommen wurde, sondern lediglich die Hazardspiele. Wenn nun wieder schon Tacitus sie bei unsern Vorfahren übermäßig verbreitet findet, so wissen wir aus mancherlei Zeugnissen, daß dieses nationale Vaster sich auch in die Ritterzeit vererbt hatte und sogar gesetzliches Einschreiten nötig machte. So erließ Friedrich II. Strafbestimmungen gegen die aleatores. Anders suchte, nebenbei bemerkt, ein schlauer englischer Bischof dem Übel zu steuern, indem er die seltsame Erfindung eines geistlichen Würfelspiels machte, um die nun doch einmal unausrottbare Spielsucht wenigstens dem kirchlichen Interesse dienstbar zu machen. In der Legende steigt Petrus in die Hölle, dem Teufel Seelen zu entwenden; er nimmt die Würfel mit, gewiß, daran ein vorzügliches Lockmittel zu haben. Und wenn ein anderer Dichter schildert, wie am Krönungsfeste des Königs Artus sich die Ritter alsbald zum Spiele niedersetzen, dann zur Deckung ihrer Verluste auf Pfänder leihen und weiterhin sich unter einander betrügen und beschimpfen, um schließlich gar handgemein zu werden, so entspricht diese abschreckende anschauliche Schilderung genau den allgemeinen Warnungen unsrer ersten Didaktiker, Freidanks und Thomasins, an deren Seite wir also auch hier wieder unsern Winsbefe sehen.

Nicht weniger verbreitet scheint schon damals das dritte Vaster gewesen zu sein, das nach seiner Angabe die rüstige Manneskraft aufzehrt, die Unzucht, wenn sie sich auch im folgenden Jahrhundert mit dem schnellen Bevölkerungszuwachs der Städte noch ungleich üppiger entfaltete und nun auch polizeiliche Regelungen des Dirnenwesens nötig machte. Wir wissen, daß ein Schwarm fahrender Dirnen selbst die Kreuzheere zu begleiten pflegte, und die Berichte über die luxuria, der sich diese Gottesstreiter ungeschert ergaben, machen, ein so düsteres Sittenbild sie auch entrollen, nicht den Eindruck, als seien sie übertrieben. Gesah das aber im heiligen Lande und unter dem Zeichen des Kreuzes, so läßt sich vermuten, daß es daheim kaum besser mit diesen Dingen bestellt gewesen sein mag, wenn man freilich auf der anderen Seite auch die unvermeid-

lichen entzittlichenden Wirkungen des Kriegs- und Lagerlebens sowie orientalischer Gewohnheiten gebührend in Anschlag bringen muß.

So löblich wir nun den Rat Winsbeks an seinen Sohn finden, diese Versuchungen zu Trunk, Spiel und unkeusem Leben durch das Gegenmittel ritterlicher Thaten zu überwinden, so wenig befriedigt uns der weitere Zweck, der ihm für diese Thaten vorzuschweben scheint. Ich hatte schon an anderem Orte anzudeuten, daß unter den Rittern die für uns Nachlebende fast unverständliche Sitte aufgekommen war, sich in den Dienst einer Herrin zu stellen, als deren Vasallen sie sich nicht etwa nur im Sinne eines poetischen Bildes, sondern beinahe eines lehnsrechtlichen Verhältnisses betrachteten. Der Erhöhung ihres Ruhmes sollten gemeinhin die ritterlichen Thaten dienen, die ihre Laune für gut fand, ihrem Getreuen zu gebieten. Worin aber konnten diese bestehen? Es mochte wohl zu Zeiten vorkommen, daß eine Dame ihren Ritter veranlaßte, ihr zu Ehren eine nützlichere oder ernstere Aufgabe zu erfüllen, etwa eine Kreuzfahrt mitzumachen, aber was blieb, da sich doch Fehden oder Kriege um solch' nichtiger und phantastischer Ursach willen nicht wohl vom Laune brechen ließen, außerdem noch übrig als das in seiner ewigen Wiederholung wenig manneswürdige sinnlose Aufsuchen und Bestehen ritterlicher Waffenspiele. In der Winsbekin lesen wir, wie die eitle Mutter ihrem Töchterchen die frohe Aussicht eröffnet, dereinst zu seiner Huldigung einen Wald von Speeren zerbrochen zu sehen.

Leider scheint nun eben auch unserm wackeren Winsbeka dieser ebenso thörichte als modische Zweck der „Frauenritter“ vorzuschweben. Spricht er sich auch nicht klar darüber aus, wie denn mehrfach die allzu abstrakte Fassung seiner Sätze in Vieldeutigkeit ausartet, so glaube ich doch, daß seine für den kriegerischen Ernstfall gewiß wenig angebrachte Mahnung, den Mut durch das Gedenken schöner Frauen zu beseuern, diese Erklärung ebenso nahelegt wie seine ausschließliche Bezugnahme auf den Lanzenkampf. Dieser galt nämlich für den eleganten Frauenritter als der allein geziemende. Den Schwertkampf bevorzugten auf dem Turnierplatze nur die um der Beute willen kämpfenden ritterlichen Spekulant. Im Felde dagegen dürfte der Schwertkampf in der Regel von größerer Bedeutung gewesen sein als der einleitende Lanzenkampf, und es steht daher zu vermuten, daß der Dichter auf ihn allein oder doch wenigstens mit auf ihn angespielt haben würde, wenn er den wirklichen Kriegsfall im Sinne gehabt hätte.

Nun kannte aber die Ritterschaft, wie ich schon andeutete, denn doch noch höhere Zwecke ihres Waffenlebens als solche wunderliche Ehrung der Frauen, und sie sind es recht eigentlich, die ihr den idealen Nimbus gaben, in dem sie in der Dichtung der Mit- und Nachwelt erscheint. Wenn in der alten Heldenpoesie die Helden vielfach ausziehen in den Kampf, bloß

um zu kämpfen und den wollüstigen Reiz persönlicher Gefahr zu genießen, so ersetzte die Ritterdichtung diesen Antriebe durch die grenzenlose Sucht nach Ruhm und Ehre oder durch das edlere Verlangen, Verlassene und Bedrängte zu schützen. Schon diesen allerdings wohl mehr in der Dichtung als im Leben vertretenen Motiven gegenüber erscheint das Winsbefe als das durchaus minderwertige. Wo aber bleiben vollends die Zwecke, auf die die übliche Form des Ritterschwurs verpflichtete, nämlich dem Kaiser zu gehoramen und die Kirche zu schützen! Daß sie die weitesten Kreise des Rittertums beherrschten, das bezeugen zahllose Kämpfe der Geschichte, die sie im Dienst kaiserlicher oder kirchlicher Interessen ausfochten. Auch in der Poesie jener Zeit kommen diese Gesinnungen vielfach zu herzerfreuendem Ausdruck. In einer wahrhaft großartigen dramatischen Phantasie vertritt der ungenannte Dichter des Antichrist den Gedanken des großen Rainald, den anfänglich auch sein kaiserlicher Herr teilte, den Gedanken, daß der Welt das Heil nur vom Kaiser komme, vor dem sich auch die geistliche Gewalt bescheiden zu neigen habe. Wenn ferner Freidank zwar einige respektwidrige Auslassungen gegen das weltliche Oberhaupt der Christenheit nicht scheut, so wenig wie gegen das geistliche, so bekunden doch seine Schilderungen von der immer traurigeren Gestaltung der öffentlichen Zustände politischen Sinn und patriotischen Kummer. Und wie tief ist vollends das vaterländische Gefühl Walthers! Wie treu und mannhaft sein publizistisches Wirken für Kaiser und Reich! Ebensovienig vermiffen wir bei seinem Schüler Reinmar von Zweter die manneswürdige Teilnahme am öffentlichen Leben, wie ferner auch andere mittelalterliche Dichter von der zu Treue und Gehorsam verpflichtenden göttlichen Sendung des Kaisertums durchdrungen sind. Friedrich von Hausen aber entscheidet seinen Zweifel, ob er daheim in holden Liebesbanden bleiben oder im Dienste des Kreuzes, also der Kirche, mit hinausziehen solle über See zur Wiedereroberung des heiligen Grabes, im Gedicht wie im Leben zu Gunsten des letzteren Falles. — Nun durften wir freilich unsere Auslegung der fraglichen Stelle beim Winsbefe, die ihn zu einem gewöhnlichen Frauenritter erniedrigt, wohl als wahrscheinlich, aber nicht als zweifellos sicher hinstellen; indes selbst wenn sie fehlgreifen sollte, so rettet ihn das nicht vor dem Vorwurf, daß er im Unterschied zu den eben genannten Männern sich der politischen Aufgaben und Pflichten des Rittertums nur wenig lebhaft bewußt war. Eben sein Schweigen darüber begründet ihn.

Mit dieser einseitigen Bevorzugung des Turnierlebens, wie wir sie — immer mit dem gemachten Vorbehalt — Winsbefe glauben zuschreiben zu sollen, bedrohte er übrigens, ohne es zu wissen oder zu ahnen, zugleich die Zukunft seines eigenen Standes. Wie G. Freytag ausführt, hatte nämlich die Rücksicht auf die Erfordernisse des Turnierkampfes die

Jungebrauchnahme immer schwererer Schutz- und Trugwaffen zur Folge, und diese hinwieder trugen ein gut Teil Schuld an den vernichtenden Niederlagen, die die ritterlichen Heere in den folgenden Jahrhunderten durch die leichter gerüsteten und deshalb beweglicheren Volkshere erlitten.

War die Tapferkeit eine Tugend, die vornehmlich den männlichen Teil der ritterlichen Gesellschaft auszeichnete, so zierte die Treue gleicherweise Mann und Frau. Auch inhaltlich gilt sie als die umfassendste Tugend. Wenn neuere Ethiker alle Tugenden auf eine einzige, die Liebe, zurückführen, so fühlte schon das Mittelalter diese wesentliche Einheit heraus, nur daß man die Königin der Tugenden in der Treue erkannte. Wilsbeks, sehen wir, ist ein zu guter Dichter, um das Bedürfnis zu haben, strenger zu systematisieren. Aber wir können auch hier wieder gruppieren und mehrere Einzellehren, die er über sein Gedicht verstreut, ohne Zwang dieser allgemeinen Tugend unterordnen. Diese selbst legt er seinem Sohne zweimal ans Herz, einmal in positiver Form, das andere Mal in Form einer Abmahnung von der Untreue, wobei er an das abschreckende Beispiel des Judas und an das Schriftwort erinnert, das der Untreue die Hölle verheißt, wie sie schon das irdische Leben vergifte.

Keine Tugend ist im Mittelalter bei uns mehr gepriesen worden als die Treue. Und sie galt schon damals als das edelste Erbe, das unserm Volke aus seinen ältesten Zeiten überkommen war. Im Volksgefang wie in der Kunstpoesie erstrahlt sie im hellsten Glanze. Die tiefstinnigste Dichtung unserer mittelalterlichen Literatur, der Parzival, charakterisiert sie gleich im Eingang als die beste Führerin durchs Leben, und im Nibelungen- und Gudrunlied, um anderes zu übergehen, bilden Treue und Untreue die Kernmotive, aus denen die Verwicklungen und Lösungen hervorgehen. Ich stelle noch einige andere Belege ihrer Wertschätzung aufs Geratewohl zusammen. Die mittelalterlichen Dichter liebten es, sittliche Eigenschaften zu personifizieren, sie sprechen von Frau Minne, Frau Zucht, Frau Wahrheit, Frau Ehre u. s. w. So fehlt denn in diesem edlen Reigen auch die Frau Treue nicht. Sie erscheint, ohne freilich immer den Grund dieser symbolischen Verwandtschaften deutlich erkennen zu lassen, als die Schwester oder Begleiterin der wahren Minne, der Bescheidenheit und Barmherzigkeit, als die Mutter des Glaubens, die Gespielin der Ehre u. s. f. Umgekehrt ist die Untreue mit dem Haß und der Lüge verbündet und die Ratgeberin der Habsucht. Der Treue wird der Himmel verheißen, in den Nibelungen selbst dann, wenn sie sich mit schwerer Mordthat befleckt hat. In der Wilsbekin heißt es, sie sei von Christus allererst in die Welt gebracht worden, und andere Dichtungen wieder sehen in ihr das eigentliche Wesen Gottes, während der Teufel als Typus gerade der Untreue gilt. Auch in einer Fülle zum Teil recht sonderbarer Vergleiche aus der Tier- und Sagenwelt ergeht sich die

dichterische Phantasie, um die Tugend aller Tugenden gebührend zu feiern. Dem einen ist sie hart wie der Diamant und reißt wie das Gold, einem anderen ein Ehrenkleid, das besser schmückt als jedes noch so reiche Prachtgewand, einem dritten ein Schild, der vor aller Anfechtung beschirme, wieder einem anderen eine für alle Ungetreuen unzulängliche Kammer der Tugendburg, die die Seligkeit mit dem Pinsel der Ehre male, einem fünften neben anderen Tugenden gar ein Pigment einer heilkräftigen Latwerge u. s. f. Walthar aber will, daß sie fest und gerade sei wie ein Schaft. Als ihr tierisches Symbol dient der Hund, bei einem Dichter in seltsam ausgeklügelter Symbolik auch das farbenwechselnde Chamäleon.

Von jeher aber lag die Treue im Streit mit der Untreue, und in der Zeit, von der hier die Rede, war sie zusehends im Weichen begriffen. Ein Dichter läßt sie zu Gott klagen, daß ihre Feindin Könige und Fürsten zu ihrem Gefolge zähle und sie aus der Thüre des Hauses stoße. Und wenn Walthar und Freidank den tiefsten Grund für den Verfall der Reichszustände aufzeigen wollen, so klagen sie über das Hinschwinden der alten Treue, während sie umgekehrt dieses wieder von der Schwächung der kaiserlichen Autorität und der strafenden Gerechtigkeit mit verursacht sehen. So hatte denn Winsbefe bei der althergebrachten Wertschätzung und nunmehrigen Abnahme der Treue doppelte Veranlassung, sie seinem Sohne einzuschärfen.

Im besonderen, so wünscht er, solle er wahrhaft sein, alles Scheinwesen selber meiden und an anderen verachten. Ähnlich begehrt die Mutter in der Winsbefin von ihrer Tochter, ihre Worte immer auch zu bewahren in ihren Werken. Ebenso geißeln Walthar wie Freidank mit scharfen Worten alles heuchlerische Gebahren.

Treue aber hieß in der älteren Sprache soviel wie Vertrag, Versprechen, demnach ist Treue halten gleich Wort halten, und in diesem engeren Sinne wird sie von Winsbefe noch besonders betont. Wieder hätte er auf die gute alte Zeit hinzeigen können, wie der Zeichner, der zu erzählen weiß, es sei ehemals Brauch gewesen, Burgen und Lande auf ein bloßes Versprechen hin zu versetzen, ohne dabei von irgend einer Seite Widerspruch zu erfahren. In der Sage von Creseentia, von der die Kaiserchronik berichtet, und in der Legende vom heiligen Oswald bildet dieses Festhalten an einem einmal gegebenen Wort den anziehenden Grundgedanken. Einen recht kräftigen Ausdruck für diese Verpflichtung findet Garwein im Parzival, wenn er einem liebreizenden Fräulein trotz aller Empfänglichkeit für ihre verführerische Lockungen den von ihr flehentlich erbetenen Wortbruch weigert mit dem Ausruf, er sei ja tot, wenn er ihn begehe.

Wie in den besprochenen Fällen nach der Betonung eines inneren

Merkmals, so wandelt sich die Treue auch nach den verschiedenen Lebensverhältnissen, auf die sie Anwendung findet, zu besonderen Formen ab. Winsbefe preist die Freundestreue, die sich durch keine Zwischenträgereien und Verleumdungen beirren läßt, selbst nicht, wie wir wohl in seinem Sinne hinzufügen dürfen, durch das Unglück, wodurch Freidank so viele oberflächliche Freundschaften zerrissen sieht. Damit will sich freilich nicht recht seine oben erwähnte Geneigtheit vertragen, eine ungewünschte Zurechtweisung des Freundes, die unter Umständen gerade Pflicht wahrer Freundschaft werden kann, gleich verwerfliche und dem Ratgeber selbst leicht schadenbringende Aufdringlichkeit zu nennen.

Die Freundschaft stand wie zu allen Zeiten so auch im Mittelalter in hohem Wert: Freidank vertraut:

Gewisse friunt versuoctiu swert

Sint ze noeten goldes wert.

Ja, er hält die selbstgeknüpften Bande der Freundesliebe für zuverlässiger als die natürlichen des Bluts, eine Ansicht, die er wie so manche andere wieder mit seinem geistigen Zwillingsbruder Walthar teilt. Auch die Sage und erzählende Dichtung haben mehrfach die Freundschaft verherrlicht, so in der Person des Amelius, der zur Rettung seines Freundes die eignen Kinder opfert, und besonders ergreifend in den beiden Helden Hagen und Volker, die fest zusammen halten im Leben wie im Sterben.

Aber Rüdiger zieht, als er sich vor die furchtbar tragische Notwendigkeit gestellt sah zu wählen, die Mannentreue der Freundestreue vor. Und wie er, so dachte im allgemeinen das ganze Mittelalter. Diese Vasallentreue, die wir wiederum schon bei Tacitus gerühmt finden, war recht eigentlich das moralische Fundament des ganzen mittelalterlichen Staatswesens. Wenn wir heute den Staat oder das Vaterland als solche lieben, so dachten die Menschen jenes naiveren Zeitalters weniger abstrakt und zogen ein lebendigeres wechselseitiges Treuverhältnis vor, unmittelbar von Person zu Person, des Herren zu seinen Mannen und der Mannen zu ihren Herren. Die Lehnstreue aber beruhte in ungleich höherem Grade als das pflichtmäßige Verhalten moderner Unterthanen, das der Staat bei seinen Machtmitteln jederzeit und ohne empfindliche Störung seiner selbst erzwingen kann, auf freiem guten Willen, sofern der Lehnsherr zur zwangsweisen Durchsetzung seiner Ansprüche in der Regel keine weiteren Mittel zur Verfügung hatte, als diejenigen ihm gewährten, an die er eben jene Ansprüche stellte. Desto wichtiger war es, daß der freie gute Wille auch wirklich vorhanden war. Jeder Fall von Lehnuntreue konnte leicht Fehde oder Krieg nach sich ziehen, und so in engerem oder weiterem Kreise die schädlichsten Wirkungen hervorrufen. Hatte also das lebhafteste Bewußtsein dieser Pflicht den mittelalterlichen Staatsbau geschaffen und seither er-

halten, so begreift es sich, daß die Dichtung als die Hüterin edler Gesinnung und gute Kennerin der nationalen Lebensbedürfnisse gern diese Pflicht in Erinnerung brachte und sich in Ausmalung herrlicher Muster gefiel. Ich verweise nur auf die herrlichsten, auf Rüdiger, Hagen und Berchtung in der Wolsfdietrichsage. Muß es nun nicht in hohem Grade befremdlich erscheinen, daß in unserem ritterlichen Tugendspiegel gerade diese wichtigste Form der Treue ganz übergangen wird? Und wenn wir weiter daran denken, daß es vor allem darauf ankam, sie dem obersten Lehnsherrn, dem König, zu halten, so dürfen wir auch hier unsere oben aufgestellte Behauptung bestätigt sehen, daß unserm Dichter eine sonderliche Hingebung für Kaiser und Reich nicht nachgerühmt werden kann. Alles, was er überhaupt in dieser Richtung sagt, beschränkt sich auf die Warnung, um Himmelswillen keinen Anlaß zu der schreckenvollen und — einmal verhängt — unabwendbaren Strafe der Achtung zu geben — gewiß eine mehr als kümmerliche Leistung.

Weit und dehnbar, wie er ist, geht der Begriff der Treue oft geradezu in den der Nächstenliebe über, z. B. wenn die um ihren toten Geliebten jammernde Sigune dem jungen Perzival wegen seines Mitleids Treue nachrühmt. Diesem christlichen Gebot, das dem andern gleich ist, Gott zu fürchten und zu lieben, will auch Winsbefe zunächst insoweit genügt wissen, als er dazu ermahnt, nicht bloß höflich und zuvorkommend zu sein, sondern allem lieblosen Spott, der dem fressenden Roste gleich Güte, Friede und Freude in unsern Herzen dauernd zerstöre, zu entsagen und gegen niemanden Haß und Neid zu hegen. Aber das Wohlwollen soll sich auch positiv in der Milderung fremden Unglücks und der Förderung fremden Glücks bethätigen. Wir wissen, daß der König wie der einfache Ritter bei Empfang ihrer Würden feierlich gelobten, Witwen und Waisen wie überhaupt alle Hilfsbedürftigen in ihren besonderen Schutz zu nehmen. Der Erfüllung dieser Ritterpflicht liegen die Helden im höfischen Epos mit besonderem Eifer ob. So dringt auch Winsbefe in seinen Sohn, sich die unendliche Barmherzigkeit Gottes für seine eigne Lebensführung zum Vorbild zu nehmen. Dagegen beschränkt er sich darauf, nur Großmut gegen die Feinde zu fordern, wie es auch Walthar zu seinem Schmerze nicht gelingen will, die schwerste aller Christenpflichten, die Feindesliebe, zu üben. Möglichst schonende Behandlung des überwundenen Gegners genügt auch den Ansprüchen Gurnemans im Parzival. War sie nur, so zu sagen, eine Abschlagszahlung auf die weitergehende, aber im Grunde unerfüllbare Forderung des Christentums, so war es doch gegenüber der altvererbten Neigung unserer Vorfahren, den Feind ebenso gründlich zu hassen wie den Freund zu lieben, der Kirche erst spät gelungen, dieser milderen Gesinnung in der vornehmen Laienwelt Bahn zu brechen. Scherer sieht ihre frühesten Spuren im Ruodlieb, dem litterarischen Erstling

des ritterlichen Geistes, der die oben erwähnte Mahnung: sei ein Löwe im Kampf! durch den bedeutsamen Zusatz: aber ein Lamm in der Rache! ergänzt. Derselbe Schriftsteller sucht übrigens neben dem Christentum noch nach einem anderen Entstehungsgrunde dieser milderen Gesittung und findet ihn in dem aufkommenden Regiment der Frauen.

Noch eine Form der Treue kennt Winsbefe, die Treue gegen sich selbst, die Tugend der Konsequenz, für die das Mittelalter noch den besonderen Namen der *stete* hatte. Will man sie in diesem ihrem ursprünglichen Sinne verkörpert sehen, so erinnere man sich der wie aus Erz gegossenen Figur Hagens, der sich von Anfang bis zu Ende unerschütterlich treu bleibt im Lieben wie im Hassen. Meist aber dachte man wohl in diesen ihren zunächst rein formellen Begriff auch das materiell Sittliche mit eingeschlossen, so daß sie soviel bedeuten würde wie Beharrlichkeit im Guten oder sittlicher Charakter. In diesem erweiterten Sinne wird sie nach dem ganzen Zusammenhang auch von unsern beiden Gedichten verstanden. Und wenn Winsbefe sie nur einmal, noch dazu ohne sonderlichen Nachdruck anführt, so liegt sie doch stillschweigends schon in der kategorischen, alles Wanken und Schwanken ausschließenden Fassung seiner Sittenlehren ausgedrückt. Sie bildet das Grundmotiv der größten höfischen Dichtung, des *Parzival*, sofern der Dichter seinen Helden wohl zeitweilig durch Schwanken und Zweifel hindurchführt, aber nur damit er dann um so unbeirrbarer seinem erhabenen Ziele nachstrebe und es glücklich erreiche. Dieselbe Tugend hat bald nach Winsbefe in bewußter Erneuerung sokratischer Ideen Thomasin zum Mittelpunkt seines langausgesponnenen Lehrgedichts gemacht in der Ueberzeugung, daß seine Zeit, die auf so vielen Gebieten, in Religion, Politik, Ethik und Ästhetik zwischen alten und neuen Anschauungen hin und her schwankte, in ihrer leidenschaftlichen Unruhe dieses Wegweisers am meisten bedürfe.

Die nächste Schwester der Treue ist die Milde, die im Sinne des Mittelalters vorwiegend in engerem Sinne als Freigebigkeit zu verstehen ist. Vergewärtigen wir uns, daß sich seit den mehr kommunistischen Verhältnissen unsrer Urgeschichte längst die größten Ungleichheiten im Besitz ausgebildet hatten und andererseits bei der noch durchaus vorherrschenden Naturalwirtschaft Erwerbsgelegenheiten für die Nichtbesitzenden nur spärlich gegeben waren, daß ferner die Armen- und Krankenpflege, soweit überhaupt von ihrer Organisation in jener Zeit die Rede sein kann, nicht wie heute leistungsfähigen staatlichen Verbänden, sondern ausschließlich der Kirche zufiel, die jedoch trotz aller auf diesem Gebiet bewährten Aufopferung nur Unzulängliches leisten konnte und überdies wohl ganz überwiegend die niederen Klassen berücksichtigte, so haben wir einige Gründe angedeutet, warum die private Wohlthätigkeit ein viel dringenderes Bedürfnis war als in unseren Zeiten. So beschränkten sich die Erwerbsmöglichkeiten

besitzloser Ritter, wofern er redlich und anständig genug blieb, um nicht aus dem Stegreif zu leben, auf Beuteanteil und Handgeld in Fehde und Krieg und in friedlichen Zeiten auf die Gewinne, die er, wenn er sein Handwerk verstand und das Glück ihm hold war, in den überhäufigen Waffenspielen davontrug; das war alles und ergab im allgemeinen wohl nur eine sehr kümmerliche Lebensfristung. Somit lag, wie schon ein zeitgenössischer Dichter, Werner von Elmendorf, erkannte, in den gesamten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen einfach die Notwendigkeit, sich an die Mildherzigkeit reicherer Standesgenossen um Gewährung von Obdach, Kleidung, Verpflegung zu wenden, und eben diese Notwendigkeit nahm der bettelnden Vagabondage auch das Entwürdigende, das sonst damit verbunden ist, sowohl objektiv angesehen wie für das eigne Gefühl des Empfängers. Ein Spruch weiß zu erzählen, Kaiser Heinrich I. habe bestimmt, in welchem abgestuften Maße die einzelnen Stände zur Ausübung der Mildthätigkeit verpflichtet seien, — ein geschichtliches Märchen zwar, aber ein charakteristisches. Hiernach werden also die milden Gaben etwa wie Steuern aufgefaßt: mit dieser Zurückführung auf gesetzlichen Zwang aber nimmt der Dichter ihnen vollends alles Erniedrigende für den Empfänger. So wird uns die völlige Ungeniertheit verständlich, mit der die ehrliebendsten Ritter in ihrer Armut Gaben heischten und annahmen. Eben diese unbegüterten Standesgenossen hatte, nach dem Wortlaut zu schließen, Winsbefe vornehmlich im Auge, als er seinem Sohn Gastlichkeit und Almosen empfahl.

Diesen hier angedeuteten Verhältnissen entsprechend scheint nach den litterarischen Quellen die Freigebigkeit in der Ritterzeit thatsächlich in weitestem Umfange geübt worden zu sein, und keine Tugend gab es, die unserm Volke besser an großen und reichen Herren gefallen hätte. Sie fehlt wohl keinem Helden, den die Sage unter ihre Lieblinge aufgenommen hat. Alexander wie Karl der Große, Artus wie Rüdiger von Bechlenen — alle huldigen dem schönen Grundsatz Freidanks:

Geben tout dem milten baz Dan enphāhen; wizzet daz.

So stellt auch der volkstümliche Sānger des Heliand seinen Christus als milden Herrscher dar, der Gaben verteilend von Land zu Land zieht, nur daß es nicht irdische, sondern ewige sind. — Ich erwähnte ferner schon bei anderem Anlaß, daß das Mittelalter gerne einen symbolischen Ausdruck für seine Lieblingsbegriffe suchte. Es versteht sich also, daß unter seinen hehren allegorischen Frauengestalten auch die Frau Milde nicht fehlt. Ebenso schwelgt die Phantasie wieder wie bei der Treue in zahllosen, oft überkühnen Vergleichen, um ihr Wesen und ihre Segnungen zu preisen. Äußerungen wie diese: eine gebende Hand erfreue wie süßer Maienregen, oder auch der dem Saladin zugeschriebene Spruch, Königs- hände müßten durchlöchert sein, waren gewiß aus aller Sinne gesprochen,

wenn sie auch nicht immer praktisch befolgt wurden. Beliebt war der Vergleich milder Fürsten mit dem königlichen Adler, den man sich mit der Tugend der Freigebigkeit ausgestattet dachte. So legt Walther seinem königlichen Herrn des Löwen Kraft und des Adlers Tugend bei, in deren gemeinsamem Besitz er unwiderstehlich die Heidenchaft niederwerfen werde.

Genug, wenn wir aus diesen wenigen, aber leicht vermehrbaren Angaben ersehen, wie hoch die Zeitgenossen unsres Winsbefe diese Tugend ehrten, so überrascht uns auch nicht mehr der besonders feierliche und dringende Ton, in dem er selbst davon spricht. Seit er sein väterliches Erbe übernommen, sei er nicht lässig geworden in der Erfüllung dieser Pflicht, die ihm weit und breit Ehre und Ansehen gebracht und Gottes Segen zugezogen habe. Und jetzt, wo er sein Haus bestelle, kenne er keinen größeren Wunsch als den, diese häusere, die zu den höchsten Tugenden zähle, auf den einzigen Sohn zu vererben, diesem zum Ruhme und Heil und sich selbst zu ehrenvollem Gedächtnis. Ja, wenn er sonst darauf bringe, ein guter Haushalter zu sein, gleich weit entfernt von Geiz und Verschwendung, so scheint er, wenn ich seine Worte recht verstehe, dieser Tugend überhaupt keine Schranke ziehen zu wollen, ob sie auch mit den Zinsen das Kapital selber verzehrte.

Aber das Geben allein thut nicht; es kommt auch darauf an, wie man giebt. Nur dann, meint er, wenn der Geber selbst über seine Gabe sichtlich Freude empfinde, beglücke sie auch den Nehmer. Natürlich fehlte es nicht an solchen, die die Hände nur öffneten, um von den Leuten gesehen zu werden. Besonders oft mag dies egoistische Motiv bei der Besenkung der fahrenden Säger geherrscht haben, die auf ihren weiten Fahrten durch das Land viel Gelegenheit hatten, in ihren Lob- und Scheltgedichten — eine Gattung, die sie, allerdings durch ihre große Bedürftigkeit entschuldigt, bis zum Ueberdruß pflegten — das Ansehen ihrer freundwilligen oder spröden Wirte merklich zu schädigen oder zu fördern. Selbst König Philipp muß von Walther den Vorwurf hinnehmen, daß er nur mürrischen Sinnes gebe; ebenso haben nachmals die fahrenden Säger Rudolf von Habsburg wegen seiner Unmilde, gleichviel ob sie durch die Dürftigkeit seiner Mittel erklärt und entschuldigt war, üble Nachrede bereitet.

Wenden wir uns nun zu einer kurzen Betrachtung des höfischen Frauenideals, wie es in der Winsbefin, allerdings dürftig genug, gezeichnet wird, so gelten alle die genannten Tugenden *mutatis mutandis* auch von ihm. Aber es zeigt noch besondere Züge. Wenn ein neuerer Dichter gesagt hat, die Frau habe vor allem die Pflicht, schön zu sein, so wußte auch das Mittelalter die unfreiwillige Erfüllung dieser Pflicht vollauf zu würdigen. Das höfische Epos kennt wohl nur schöne Frauen, und mit Behagen ersehen wir aus einer litterarischen Blütenlese über die einzelnen Erfordernisse weiblicher Schönheit, wie sie A. Schults in einer besonderen

Schrift zusammengestellt hat, über welches Kennerauge die ritterliche Herrenwelt dieser Zeit verfügte. Auch die Mutter in der Wilsbekin weidet sich in verzeihlichem Stolz an der maifrischen Schönheit ihres jungen Töchterchens. Aber als ein noch liebenswerterer Schmuck erscheint ihr Sittsamkeit und Keuschheit. Wenigstens versichert sie es einen Augenblick, in Wahrheit denkt sie jedoch nichts weniger als rigoros. Vielmehr will sie im weiteren Fortgang des Gesprächs nichts von der nonnenhaften Sprödigkeit ihrer Tochter wissen, die indes auch nichts weiter ist als zur Schau getragene konventionelle Verbildung und Ziererei. Zwar behauptet sie, keinen höheren Wunsch zu haben, als die Erhaltung ihrer jungfräulichen Tugend, und setzt der mütterlichen Zumutung, zu lieben und froh zu sein wie andre Geschlechts- und Standesgenossinnen auch, in leidenschaftlicher Erhitzung den Wunsch entgegen, eine Art Frauenverschwörung gegen alle verführerischen, zuchtlosen Männer inszeniert zu sehen. Als aber die Mutter ihr auseinanderlegt, daß Liebe und Frohsinn sich sehr wohl mit Zucht und Ehre vertragen, und daß es nicht einmal dem weisen König Salomo gegeben gewesen sei, sich der allgewaltigen Minne zu erwehren, da besinnt sie sich schnell eines Besseren und wünscht fortan zum Hofgesinde der hochgelobten Herzensbezwingerin zu gehören. Ebenso affektiert klingen ihre Fragen, was unstete Blicke seien und warum man sie meiden solle, wo ferner die Minne wohne, ob in der Luft oder auf Erden, während uns die mütterlichen Forderungen weiblicher Herzensgüte, maßvoller und charakterfester Haltung sowie der Enthaltung von Neid und Eifersucht, der alten Lieblingsschwäche der Frauen, wieder auf den Boden verständiger und verständlicher Sittlichkeit zurückführen. Gerade der weiblichen Sittsamkeit und Treue mißtraute das Sprichwort, das die Tochter einmal anführt: wip hant kurzen muot, dā bi doch ein vil langes hār, und mancher ritterliche Ehegatte oder Vater hatte traurige Veranlassung, dasselbe zu thun. Aus solchem Argwohn entsprang die seltsame Einrichtung der „Hut“, die seit den Kreuzzügen mit dem Rittertum aufkam. Fortan schickte es sich nicht mehr für die vornehmen Frauen, allein auszugehen und überhaupt sich selbst überlassen zu bleiben. Sie verfielen einer ähnlichen Überwachung wie die Damen des Orients, wie denn Kaiser Friedrich II. keinen Anstand nahm, sogar Eunuchen diese Tugendwacht an seinem Hofe anzuvertrauen. Natürlich erfreuten sich diese Hüter und Wächter, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, im allgemeinen kaum großer Erfolge, da die Liebe raffinierter zu sein pflegt als alle Spionage. Auch unser Gedicht spricht der Einrichtung allen Sinn und Zweck ab und klagt zugleich über die Unzuträglichkeiten, die damit für den Wächter wie für den Bewachten verbunden seien.

Unsere letzte Betrachtung beschäftigt sich nun mit dem eigenartigen Frauendienst.

In der Winsbekin wird die Liebe als ein überirdisches, von außen einwirkendes Wesen gedacht, dessen zauberischer Macht sich niemand entziehen könne, und hätte er den stärksten Willen und bedrohte ihn die Rache seines Fürsten. Wer ihr aber erliegt, der hat nicht Ruh bei Tag und Nacht, und in ewigem Wechsel bestürmen ihn streitende Gefühle. Doch sie wühlt nicht bloß die innersten Tiefen des Herzens auf, sie sittigt und veredelt auch das äußere und innere Leben. Allerdings nur die echte Liebe, die als treue Gemeinschaft in aller Freude und aller Trübsal gedacht, nicht aber an die Form der Ehe gebunden wird. Alle Hoffart und Standesüberhebung schwindet bei ihrer Einklehr aus dem Herzen, ja diese wollen schon vorher gereinigt sein, damit sie überhaupt darin Wohnung nehme. — Wenn sonach in der Winsbekin der Austausch wechselseitiger Segenswirkungen zwischen beiden Geschlechtern gepriesen wird, so hält sich Winsbefe mehr nur an den erhebenden und beseligenden Einfluß der Frauen. Sie erscheinen ihm im Schmuck der reichsten Tugendkrone, sie brechen alle Sorgen, heilen jede Wunde, schenken die schönsten Freuden des Lebens, erhöhen den Mut, verfeinern die Sitten und adeln die Gesinnung; der Segen guter Frauen dünkt ihm wertvoller als ein ganzes Land. Man sieht, aus diesen Versen taucht ein ähnlicher Frauentypus auf, wie ihn Jahrhunderte später Goethe in seiner segensbringenden, alle irdischen Gebrechen sühnenden Iphigenie verkörperte, und unschwer errät sich die Quelle, aus der der mittelalterliche Dichter schöpfte, in dem allverbreiteten Kult der hochgebenedeiten Maria. Tiefer dringend sucht er auch eine Art metaphysische Erklärung dieses wunderbaren und heilsamen Zaubers, der das Weib umgiebt, und findet ihn in seinem natürlichen Beruf zur Mutterschaft, der mit ehrfürchtiger Scheu erfüllen muß.

Ich versuche diesen begeisterten Hymnus auf die Liebe und die Frauen ein wenig in das Licht der allgemeinen Zeitanschauung zu rücken.

Wenn unsre Vorfahren zur Zeit des Tacitus die Frau längst aus ihrer ursprünglichen sklavenartigen Stellung emporgehoben hatten, ja wenn ihnen schon das Verständnis ihrer geistigen Vorzüge aufgedämmert war, so stand sie doch im gesellschaftlichen Leben, um von ihrer rechtlichen Stellung ganz zu schweigen, noch lange Jahrhunderte hinter dem Manne zurück. Hierin trat ein durchgreifender Wandel erst ein mit dem Emporkommen des Rittertums. Wir sahen schon, wie mächtig durch die Kreuzzüge das ganze Leben und Empfinden dieser Kreise gehoben wurde. Wie jetzt erst das Christentum tiefere Wurzeln schlug in den weicher gewordenen Herzen, so trat die Frau fortan herrschend in den Mittelpunkt des geselligen Lebens, und zahlreiche Dichter wetteiferten, die Fülle ungewohnter zarter Gefühle, die nun mit seltsamer Plötzlichkeit erwachten, auszusprechen und eben durch diese Aussprache noch zu vertiefen. Ich finde,

daß niemand eindringender und überzeugender über diese räthelhafte Erscheinung in der Seelengeschichte unseres Volkes geurtheilt hat als Gervinus. Auch er erklärt nicht das Unerklärliche; aber er bringt es unserm nachfühlenden Verständnis näher, wenn er die wunderlichen Gährungen individuellen Seelenlebens beim Eintritt der Pubertät zum Vergleich heranzieht. Wie ein im Gefühl erster Liebe schwärmender Jüngling ängstlich darauf bedacht ist, sich in seiner äußeren Erscheinung möglichst vorthellhaft darzustellen, wie er in launenhaftem Stimmungswechsel bald in weichlicher Träumerei sich in sich selbst verschließt, bald in stürmischer Begehrlichkeit nach außen drängt, so mischte sich in jener Ritterzeit die Sehnsucht nach Glanz und Schmuck des äußeren Lebens mit phantastischem Wollen und dann wieder mit inniger Selbstversenkung in die Tiefen des Gemüths, wo die Religiosität und die Liebe wurzeln. Die Frauen wurden mit ganz anderen Augen angesehen: man lernte ihr eigenartiges Wesen inniger beobachten, verstehen, würdigen. Noch ein anderes Motiv wirkte mit, auf das der sinnige G. Freytag hinweist. Von jeher war es dem Deutschen Bedürfnis, sich in freier Hingabe an einen Herrn anzuschließen; wie sich in grauer Vorzeit reifige Scharen einem Führer durch freiwilligen Treuschwur unterstellten, wie sich später die ersten Christen gern als Mannen ihres göttlichen Heerkönigs betrachteten, wie sich dann über ganz Deutschland hin im Unterschied zu dem antiken Verhältnis des Menschen zum Staat die auf gegenseitiger persönlicher Treue beruhenden Lehnformen ausbildeten, so suchte das alte Bedürfnis sich jetzt ein neues Befriedigungsmittel in der Dienstbarkeit zu einer erwählten Frau. Wir können diesen Umschwung, der sich in der geselligen Stellung der beiden Geschlechter in den vornehmen Kreisen vollzog, noch in den Spuren unsrer Dichtung verfolgen. Bei den älteren Minnesängern ist die Frau noch die Verbende, und die Tüchtigkeit des Mannes ist es, was ihr Verlangen weckt; hernach aber wirbt der Mann um die Anmut und Reinheit des Weibes. Seit im Ruodlieb zum ersten Mal diese Tonart angeschlagen wurde, ertönt ihm nun, gemischt mit ewigen Klagen über mangelnde Erhöhung, aus höfischer Sängers Munde ein tausendfaches Lob; aber das Lob ist im ganzen ziemlich einförmig, es gilt weniger der besonderen Geliebten als dem ganzen Geschlechte. Nur wenige Dichter wie Walther und Wolfram verstehen es, den vagen Huldigungen mehr persönliche Farbe zu geben. Insgemein machen die anderen es wie unsere beiden Didaktiker: weit entfernt, glühende Empfindungen zu haben und in leidenschaftlicher Unmittelbarkeit auszusprechen, reflektieren und konversieren sie; sie bewundern die Frau, deren Dienst sie sich weihen, mehr, als daß sie sie liebten. Und die Gründe der Bewunderung sind immer dieselben, die wir von Wilsbeke und seinem Nachahmer hörten. Ihre Anmut und Heiterkeit, ihre Sinnigkeit und Sittsamkeit werden in immer neuen leichten

Variationen gepriesen, sowie ihr veredelnder und beglückender Einfluß auf den Mann. Der Vergleich mit Engeln, wie er uns bei Winsbefe begegnet, ist etwas Gewöhnliches, und auch jene Herleitung der Frauenverehrung aus der Mutterliebe ist nicht sein ausschließliches Eigentum. Ernsthafte Dichter dagegen, wie schon Werner von Elmendorf, dann Walthar, Wolfram, Reinmar von Zweter, Freidank und Thomasin machen diese modische Übertreibung nicht mit. Sie kennen noch einen höheren Lebensinhalt als schwärmende Liebe. Sie behalten auch offene Augen für weibliche Schwächen, loben und tadeln, wo es zu loben und zu tadeln giebt, während Winsbefe von keiner Kritik wissen will, da die wenigen Tugenden unter der Menge der Guten verschwinden. Wir sehen, er verhält sich gegen die Frauen genau so wie vorher gegen den Ritterstand und die Geistlichkeit, über deren unwürdige Mitglieder er gleichfalls schonenden Auges hinwegjah. Wenn wir den Angaben des Wartburgkrieges glauben dürfen, so hatte er einen ungefähren Gesinnungsgegnen an dem Landgrafen Hermann, der alle Jungfrauen um der jungfräulichen Gottesmutter willen geehrt wissen wollte, und noch zwei Jahrhunderte später tritt Muskatblut für die gleiche kritiklose Ehrenbezeugung ein.

Nun hatte aber dieser ganze überschwengliche Frauenkultus eine höchst bedenkliche Rehrseite, sofern er sich nicht im mindesten an die Formen band, die nach dem Ergebnis einer tausendjährigen Kulturentwicklung, insbesondere auch nach den Weisungen des Christentums im Verkehr der beiden Geschlechter die allein zulässigen sind, an die Form der Ehe oder einer reingeistigen Freundschaft. Auch Winsbefe respektiert, wie ich überzeuge bin, diese Schranken nicht. Denn der Versuch, seine hierhergehörigen Äußerungen auf die Gefühle zu beziehen, die man der Braut oder Gattin entgegenbringt, muß m. E. schon an der mangelnden Bezugnahme auf diese Eine, die andernfalls garnicht zu vermeiden war, scheitern, oder, um es positiv zu sagen, an dem mit einer einzigen Ausnahme immer wiederkehrenden Plural, in dem von den Frauen gesprochen wird. Freilich klingen fast alle Äußerungen auf den ersten oberflächlichen Eindruck hin ziemlich unverfänglich; selbst die Aufforderung, gute Weiber zu minnen, läßt sich zur Not im harmlosen Sinne erklären. Und doch glaube ich, müssen wir aus dem Ganzen heraushören, was im einzelnen glücklich verschwiegen wird. Denn die geistigen Einwirkungen, die dem Frauenverkehr der Männer zugesprochen werden, scheinen mir in solcher Fülle und Innerlichkeit nur möglich, wenn diese Beziehungen zugleich von dem Feuer sinnlicher Leidenschaft erwärmt werden. Vor allem aber, welche Veranlassung hatte der Vater, den Sohn zur ängstlichen Behütung seines Liebesgeheimnisses anzuhalten, wenn er dabei an die Ehe gedacht hätte. Und wie sinnlos, etwas geheim halten zu wollen, was jedermann erfuhr oder erfahren konnte!

Nicht anders verhält es sich nach meinem unmaßgeblichen Eindruck auch mit der Wunsbekin. Zwar muß unser sittliches Empfinden, wenn es schon an der Unterweisung des Sohnes von seiten des Vaters in einem zugleich sinnlich aufgefaßten Minnedienst Anstoß nimmt, noch viel peinlicher berührt werden, wenn gar eine Mutter ihrer jungfräulichen Tochter den Reiz freier Liebe ausmalt. Aber der Dichter litt nur an derselben Gefühlsverrenkung wie seine ganze Zeit! Daß aber die mütterliche Minnelehre in dem angegebenen Sinne zu deuten ist, davon wird sich vielleicht auch der Leser überzeugen, wenn er bei der Lectüre des betreffenden Abschnitts sich beständig die Frage vorlegt, ob Rede und Gegenrede der Mutter und Tochter so lauten könnten, wie sie lauten, wenn an die legitimen Verhältnisse des Brautstandes oder der Ehe gedacht worden wäre. Die Mutter verheißt ihrer Tochter, daß sie bei Aneignung gewisser Tugenden vielbegehrt sein oder, wie es mit bezeichnender Derbheit heißt, von vielen trefflichen Männern nahe bi uf ein strô gewünscht werden würde. Daß hier unmöglich der Gedanke an eine Ehe vorzuschweben kann, ergiebt sich m. E. aus den Antworten der Tochter: sie hält jenen Wunsch für unschicklich und — durchgeführt — für unverträglich mit ihrer Ehre, sie äußert ihren Haß gegen die zuchtlosen, trügerischen Männer sowie ihren Abscheu gegen heimliche Liebelei; sie glaubt sich aber gefeit gegen alle lose Verführung und will lieber mit Riemen gebunden oder gar begraben sein, als sich von der Minne bezwingen lassen. Des weiteren stellt die Mutter zwei mögliche Fälle auf: entweder die Tochter bleibe keusch oder erliege dem Zwange der Liebe. Auch diese Unterscheidung ist unverständlich, wenn die Ehe gemeint wäre, in der denn doch wohl auch nach dem Sinne unseres Dichters beide Möglichkeiten zu Wirklichkeiten werden. Desgleichen haben ihre Äußerungen über die Allgewalt der Liebe, die sich nur mit dem besondern Beistand Gottes abwehren ließe, und über die Unverantwortlichkeit, die sie den Liebenden zuerkennt, eben weil sie einem übermächtigen Zwange unterlägen, doch nur dann einen faßbaren Sinn, wenn an freie Liebe gedacht ist. Und wenn die Tochter den Eindruck gewinnt, daß die Mutter wohl selbst in jungen Tagen die Macht der Liebe an sich erfahren habe, und von der letzteren dies in verblümter Wendung eingeräumt wird, so kann von beiden Seiten wieder nicht ihre gegenwärtige Ehe gemeint sein, da die Liebe, die zu diesem Bunde führte, von der Tochter wahrlich nicht erst umständlich erraten und von der Mutter nicht erst mit halbverstecktem Ausdruck zugegeben zu werden braucht: wir müßten denn dem Dichter die unglaubliche Geschmacklosigkeit unterstehen, er wolle damit andeuten, einst habe sie, die Mutter, ihren Ehegatten geliebt, nachher aber nicht mehr. Auch die Anspielung auf die Weisheit des Königs Salomo, die ihn gleichwohl nicht vor der Liebe geschützt habe, kann unmöglich in dem Sinne verstanden werden,

seine Weisheit sei an dem Eingehen einer Ehe geübet. Und was soll schließlich die ganze Einlage über die Gut und die sittliche Selbsthilfe, wenn nicht an unerlaubte Vertraulichkeiten gedacht wäre? — Ich glaube, diese Argumente — die übrigens, an Ort und Stelle nachgelesen, noch überzeugender wirken als in dem hier gegebenen Auszug — lassen sich nicht so leicht entkräften. Allerdings könnte man dieser Auffassung entgegenhalten, daß sich damit die weiteren Versicherungen der Mutter, wonach die „Minneschule“ nichts anderes anziehe als Tugend und Ehre, nicht in Einklang bringen ließen, da sie doch unmöglich alle gesunden sittlichen Anschauungen dermaßen habe auf den Kopf stellen können, um jene Prädikate auf die freie Liebe zu beziehen. Aber diese in der That widersprechenden Äußerungen sind kaum ernstlich gemeint, vielmehr wohl nur zur Beschwichtigung der aus affektiertem Zartgefühl sich ereifernden Tochter bestimmt. Ferner gebe ich zu bedenken, daß wir es offenbar mit einem recht mäßigen Dichter zu thun haben, dem es wohl auf einige Unklarheiten und Widersprüche nicht ankommen mochte, wie wir ihn schon einige konventionelle Geschmacklosigkeiten begehen sahen.

Unsere Auslegung wird aber noch erheblich unterstützt durch einen Blick auf die entsprechenden Verhältnisse und Anschauungen der Zeit. Nie hat es in unserer Geschichte eine Epoche gegeben, in der das Recht freier Liebe mit solcher Skrupellosigkeit litterarisch vertreten und auch wohl praktisch geübt worden wäre wie damals. Ich sehe dabei natürlich ganz ab von den Liebchaften mit gewerbsmäßig oder gelegentlich käuflichen Buhldirnen; auch die seltneren Fälle, wo sogar Edelfrauen sich für gute Geschenke feilboten, kommen hier nicht weiter in Betracht, als daß auch sie ein recht ungünstiges Licht auf den damaligen Stand der geschlechtlichen Sittlichkeit werfen; was uns im Zusammenhang mit unseren beiden Gedichten hier allein interessiert, sind bloß die illegitimen, aber auf freier Hingabe beruhenden Liebesverhältnisse. Wir finden sie in den höfischen Erzählungen in Hülle und Fülle. Ja, sie sind ihr eigentliches Hauptthema, sofern auch die ritterlichen Thaten größtenteils der Bewerbung um den Habedank einer Frau gelten. Am Hofe des Königs Artus, an dem sich die Blüte der höfischen Gesellschaft zusammenfand, besteht keine Dame die Keuschkeitsprobe, der man sie unterwirft. Und der vielgefeierte Musterheld Gawein zeigt sich auch als Don Juan unübertrefflich. Der Liebesroman Tristan und Isolde verdankte seine außerordentliche Beliebtheit bei dem ritterlichen Publikum gewiß nicht vorwiegend seinen allerdings hinreißenden ästhetischen Vorzügen, sondern dem Inhalt, der von Anfang bis zu Ende nichts ist als eine bewußte Verherrlichung des Ehebruchs. Und wenn im allgemeinen freilich das lange launenhafte Hin- und Herzerren des ritterlichen Anbeters ein besonderes Kunststück weiblicher Koketterie war, so glückt doch auch manchem Lieb-

haber das andere Verfahren, ohne viel Umschweife direkt auf das letzte Ziel loszugehen. — Schlimmer noch erscheint die Sache, wenn die Verführung nicht vom Manne, sondern von der Frau ausgeht. Auch dafür fehlt es nicht an dichterischen Belegen. So erscheint, um nur ein Beispiel zu nennen, im Vanzelot die Tochter des Wirtes umgebeten im Schlafgemach der ritterlichen Gäste und bietet ihnen sogar einen goldenen Ring für die Befriedigung ihrer minniglichen Wünsche.

Wenn die epische Dichtung den ganzen Verlauf solcher Liebesabenteuer durch alle seine Stadien mit Wohlgefallen verfolgt, so schildern die lyrischen Dichter meist nur Sehnsucht, Werbung, Verlangen. Aber man merkt doch oft genug durch, auch ihnen schwebt der sinnliche Liebesgenuß als das Endziel vor. Ausdrücklich bestätigen dies auch die eigentümlichen Tageweisen und die wenigen Lieder, worin sie über ihre Erhöhung frohlocken.

Für unser sittliches Empfinden besonders anstößig ist es, daß gemeinhin weder Mann noch Frau in ihrer Ehe ein moralisches Hindernis für nebenhergehende wilde Liebesfreuden erblicken, während es unserm sinnlichen Geschmack unbegreiflich bleibt, daß die Frauen eigentlich begehrter waren als die Mädchen. Und nichts verbietet auch bei Winsbefe unter *frouwen* verheiratete Frauen zu verstehen, wenn freilich diese Auffassung nicht schon sprachlich begründet werden kann, da das Wort nach mittelhochdeutschem Sprachgebrauch zugleich Jungfrau bedeutet.

Aber die Frauen pflegten sich, wie ich schon sagte, ihren ritterlichen Bewerbern nicht ohne mehr oder weniger schwere Bedingungen zu ergeben, in denen ihre Laune höchst erfinderisch war. Wenn in der liebes- und langesfrohen Provence eine Dame ihren tapfern Ritter in einen Böwenzwinger herabschickt, um ihre absichtlich heruntergeworfenen Handschuhe wiederzuholen, so gab ihr die deutsche Dame nichts nach, die von ihrem Ritter die Botschaft von der ihr zu Gefallen vorgenommenen chirurgischen Verschönerung seines Mundes und die Einsendung eines in ihrem Dienst beschädigten Fingers beifällig aufnahm. Eine andere will durchaus eine auf einer Hundeleine angebrachte Inschrift zu Ende lesen, ob sie schon weiß, welche tödliche Gefahr mit dem Wiederholen des Hundes für ihren Geliebten verbunden war. Aber das waren sonderbare Einfälle einzelner, wie sie der Tannhäuser später mit köstlicher Übertreibung verspottet, und gewiß hat der verständigere Winsbefe bei seiner Mahnung, den Frauen zu dienen, nicht an derartige Liebestollheiten gedacht; wohl aber hatte er die mehrerwähnte allgemein übliche Huldigung im Sinne, nämlich den Ruhm der erkorenen Herrin durch ritterliches Waffenwerk auf dem Turnierselde zu erhöhen. Allerdings war auch das immer noch eine Schrulle und zwar um so mehr, als es strengstens verpönt war, den Namen der Geliebten zu verraten.

Ich habe für meine oben angegebene Deutung die höfische Dichtung, vornehmlich die epische, zu Rate gezogen. Aber liefert sie auch ein getreues Bild der Wirklichkeit? Schon Thomasin bemängelt die Unzuverlässigkeit der Ritterspen und mahnt damit zur Vorsicht bei ihrer kulturgeschichtlichen Verwertung. Wir dürfen nicht vergessen, daß sie fast durchweg nur mehr oder minder freie Überarbeitungen französischer Stoffe waren, die wie heute so damals schon ein besonders leichtfertiges Gepräge trugen. Dagegen finden wir in unseren heimischen Volksepen, die unsere damaligen Zustände ohne Zweifel vielfach wirklichkeitsgetreuer abspiegeln als die Kunstdichtung, zwar manche Verbeirheit, aber nirgends eine Spur von frivoler Auffassung der geschlechtlichen Verhältnisse. Gerade in der Beliebtheit der vielfach schlüpfrigen höfischen Erzählungen erkennt A. Schulz einen indirekten Beweis für die leidliche Sittenreinheit, die in Wahrheit geherrscht habe: man habe gern gehört, was man im Leben lieber vermieden, und hätte sich vermutlich gescheut, es zu hören, wenn es der Praxis des Lebens entsprochen hätte. Jenen sagenhaften, in eine ideale Ferne gerückten Romanhelden und -heldinnen aber habe man jene Nichtachtung sittlicher Schranken in ihrem Liebesverkehr eben nicht weiter verdacht. Ich muß gestehen, daß diese Beweisführung — ohne ihr alles Recht absprechen zu wollen — doch etwas Erkünfteltes hat, und auch jene sittenstrengere Haltung der Volksdichtung, die allerdings zu denken giebt, kann ich für sich allein nicht als entscheidende Instanz anerkennen, glaube vielmehr denen recht geben zu sollen, die wie G. Freytag, Bartsch und Weinhold auf Grund umfassender Studien von der Herrschaft einer recht laxen Moral im Leben wie in der Dichtung der ritterlichen Gesellschaft überzeugt sind.

Mancherlei läßt sich auch anführen, was sie entschuldigt. Es war ein vollsaftiges, frisches Geschlecht, Männer und Frauen aufwachsend in der freien Natur, die ersteren überdies einem Berufe obliegend, der vorzugsweise körperliche Kraftentfaltung in Anspruch nahm. Sogar in der üblichen scharfen Würzung der Speisen hat Schulz ein weiteres Moment der Entschuldigung finden wollen. Wenn ferner das alltägliche Leben auf der einsamen heimischen Burg eintönig und entbehrungsvoll zu verlaufen pflegte, so war die verhältnismäßige Seltenheit geselliger Freuden nur ein Anreiz mehr, ausschweifend zu werden, wenn bei festlichen Zusammenkünften, insbesondere den mit großem Gepränge begangenen Turnierfeiern die ersehnte Gelegenheit sich einstellte. Dazu kommt, daß von Frankreich das böse Beispiel ausgegangen war, das die altherkömmliche ehrbare Sitte verderben half. Es giebt eben auch im sittlichen Leben ansteckende Krankheiten. Viel Schuld mißt G. Freytag dem aus hierarchischen Gründen erlassenen Gebot des Cölibats bei, das die Sinnlichkeit der Geistlichen auf schlimme Abwege trieb. Ein Bischof hinterließ nicht

weniger als 20 uneheliche Kinder, und mit großem Eifer plaidiert um die Zeit, da Winsbefe die Frauen verherrlichte, ein anderer Dichter für die Einführung der Priesterehe, nur aus dem negativen Grunde, um so die Frauen und Jungfrauen vor den Reizen der begehrliehen Pfaffenliebe zu retten. Gerade ihre einflußreiche Stellung, die sie zu Vertrauten aller Familien in Dorf und Stadt machte, erleichterte ihnen, ihren wilden geschlechtlichen Neigungen nach Herzenslust zu fröhnen. Ihr Beispiel aber konnte um so weniger verfehlen, auch auf die Laienwelt überzugreifen, als ihre besondere Berufswürde geeignet war, die Sache selbst zu beschönigen.

Indes so verbreitet die Sittenverderbnis in den vornehmen Kreisen gewesen sein mag, so müssen wir uns doch hüten, sie uns übertrieben vorzustellen, als ob insbesondere nun alles weibliche Ehr- und Schamgefühl erstorben gewesen wäre. Wenn wir uns wieder an die dichterischen Quellen halten, so lehnen manche Frauen allzu intime Annäherungen mit Berufung auf ihre Ehre ab oder lassen doch ihre Bewerber lange schmachten, ehe sie zu Fall kommen. Ulrich von Vichtenstein gelang es trotz aller Mühe und Selbstentwürdigung nicht, den beehrten Habedant zu empfangen. Ein erhaltener Liebesbrief, worin eine Dame aus der vornehmen Gesellschaft die stürmischen Werbungen vermutlich eines Tegernseer Mönches trotz ihrer unverhohlenen innigen Neigung zu ihm zurückweist, läßt uns in den heimlichen Kampf einer schönen Seele zwischen Pflicht und Liebe hineinklicken. Wolfram aber sagt in einem besonderen Gedicht seinem lockeren Liebesleben Valet, wahrscheinlich als er damit umging, in den Stand der Ehe zu treten, deren reineres Glück er mit warmer Empfindung besingt. Sie rühmt auch Reinmar von Zweter, ebenso der verständige Freidank.

Ihnen schließt sich freilich auch Winsbefe mit Herzlichkeit an. Er nennt ein gutes Weib eine Gottesgabe. Er fragt, welche größere Wonne einem Manne hienieden beschieden sein könne, und mahnt zu rechter Eintracht der Gatten als der Bürgschaft dauernden ehelichen Glücks. Aber worin er hinter jenen Lobrednern der Ehe zurücksteht, das ist, daß er in einem Atem beides lobt: die Ehe und den konventionellen Minnedienst und noch dazu die letztere Liebesform mit ungleich größerer Wärme als jene; und wieder drängt sich, was das Schlimmste ist, der Eindruck auf, daß er auch gegen das praktische Nebeneinander der Ehe und des Ehebruchs, den er freilich mit einem idealen Schimmer umkleidet, nichts einzuwenden hat. So tief Ulrich von Vichtenstein unter ihm steht, wenn vielleicht nicht als Dichter, als welcher auch er manches Ansprechende geleistet hat, so doch als Mensch, — wir dürfen doch sagen: unser sonderbarer Frauenritter übersehe, wenn wir einmal von seinen an Verrücktheit grenzenden Übertreibungen absehen, in seinem Liebesleben die Anweisungen Winsbefes,

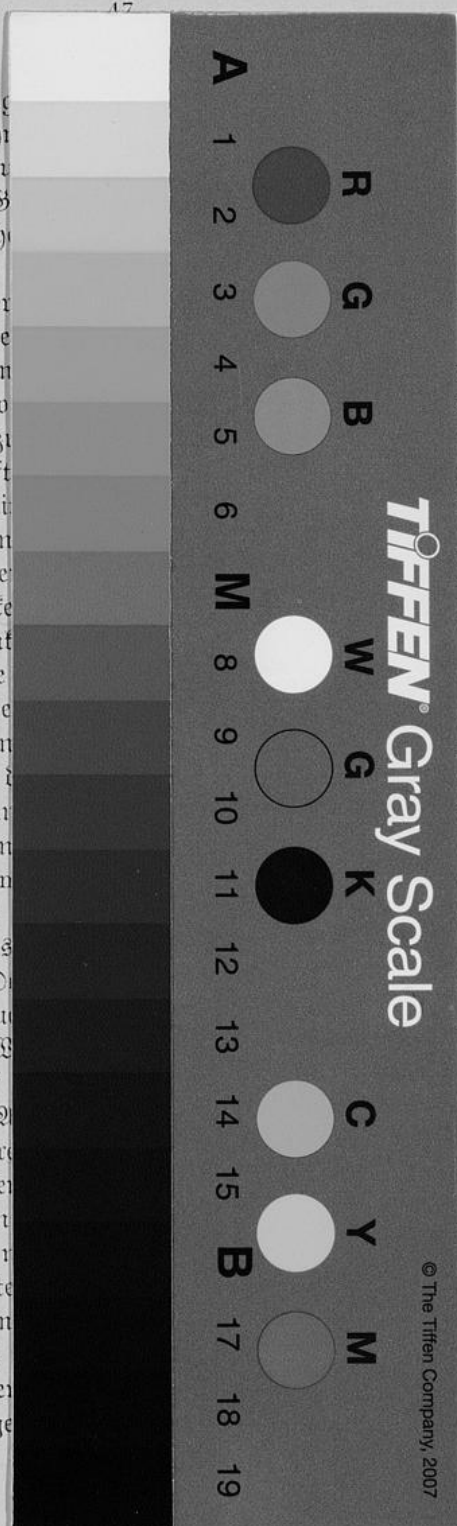
ob er sie nun gekannt hat oder nicht, genau in die Praxis, lebte im Winter auf seiner heimatlichen Burg in herzlichem Verkehr mit seinem Weibe, um im Sommer auf abenteuerlichen Fahrten ohne alle Skrupel seinen anderweiten Liebesbedürfnissen nachzugehen. Und diese Parallele gereicht unserm alten Sängler nicht gerade zur Ehre. Wir sehen ihn auch hier wieder, wie schon mehrfach, mit dem großen Strome schwimmen und haben von neuem Anlaß, das gar zu vorbehaltlose enthusiastische Urtheil von Gervinus etwas anzuzweifeln, der ihm verbrieft, mit das Schönste gesagt zu haben, was je über würdiges sittliches Leben gesagt worden sei.

Um ihm wie seinem oberflächlicheren Nachahmer aber volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erinnern wir uns noch einmal, wie sie diese lockeren Verhältnisse doch auch wieder ins Ideale zu heben suchten, welche Segnungen sie ihnen abzugewinnen wußten. Beide schmückten ihre Frauen trotz alledem mit dem Ehrennamen der Reinen. Echte Liebe adelt eben immer, auch wenn sie sich über göttliche und menschliche Satzungen hinwegsetzt. Mit geradezu fanatischem Eifer vertritt der geistvolle Gottfried die Wahrheit dieses Satzes, wenn er in seinem berühmten Gedicht eine verbrecherische Liebe zu einer unversiegliden Quelle der Tugend, der Treue und Selbstaufopferung werden läßt. Auch Konrad von Würzburg, der in seinen Spuren wandelt, sucht in seiner Herzmäre durch die Tiefe und Glut der Leidenschaft, die die beiden Liebenden verbindet, mit ihrem Ehebruch zu versöhnen. Und wenn ich bei diesem Anlaß auf unsern größten Dichter, auf Goethe, zur Veranschaulichung hinweisen darf, so wissen wir von ihm, welche mächtigen und segensreichen Einwirkungen auf sein inneres Leben seinen Beziehungen zu so vielen geliebten edlen Frauen entsprangen, die, wenn sie auch außer dem Verhältnis zu seiner späteren Gattin kaum je zum Äußersten gediehen sind, jedenfalls weit davon entfernt waren, rein platonischer Natur zu sein.

Ich glaube hiermit den Inhalt unserer Gedichte in allem Wesentlichen zur Anschauung gebracht und durch einige Ausblicke auf die Sitten und Gedankenrichtungen der Zeit einigermaßen erhellt zu haben. Es bleibt mir nur noch übrig, das Ideal, wie es dem gehaltvollsten unter unseren Dichtern, dem, wenn ich so sagen darf, echten Wunsche, vorschwebt, an dem Maßstab des Allgemeinmenschlichen zu messen. Das günstige Ergebnis wird lauten, daß nur einer gewissen Befangenheit seiner Gottesverehrung und kirchlichen Haltung sowie den theils schwärmerischen, theils anstößigen Formen seines Frauendienstes ein lediglich temporärer und im letzteren Fall zugleich einseitig aristokratischer Charakter anhaftet, daß aber alle anderen Lehren wie auch die eben angedeuteten, sofern wir sie jener Schwächen entkleiden, ein Idealbild der Menschlichkeit vor uns aufstellen, das die Nachwelt wohl durch einige wichtige Thaten wie die größere Wert-

schätzung wissenschaftlichen und vaterländischen Sinnes bereichern, im übrigen aber in seiner ewigen Gültigkeit einfach nur anerkennen konnte. In einigen Stücken gemahnt es in der That an das schöne Humanitätsideal der alten Griechen, und wir stehen nicht an, die Zeit, in der es sich einer weitreichenden Geltung erfreute, mit Scherer zu den edelsten und hochgesinntesten Epochen der uns genauer bekannten Weltgeschichte zu zählen. Eine Zeit der Blüte pflegt aber wie in der Natur so im Völkerverleben nur von kurzer Dauer zu sein, und sie war es in diesem Falle ganz besonders. Die Ritterzeit schwand dahin wie der flüchtige Traum einer hellen Sommernacht. Scheint unser Volk überhaupt darauf angelegt zu sein, sich mit verhängnisvoller Einseitigkeit bald diesem, bald jenem Interessengebiet hinzugeben, so verbrauchte es in den nächsten zwei Jahrhunderten seine Kraft fast ausschließlich in dem leidenschaftlichen Kampfe um nüchterne politische und wirtschaftliche Ziele. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts schon werden die Klagen kundiger Beobachter über den einreißenden Verfall der ritterlichen Ideale allgemein. An Stelle der alten einfachen Frömmigkeit begann entweder religiöse Gleichgültigkeit oder Frömmelei oder krankhafte mystische Grübeleien sich breit zu machen, statt der Treue und Milde wucherte Fehde- und Beuteluft überall im Lande empor, und die heitere, von Kunst und Poesie verklärte Geselligkeit entschwand vor den wüsten Zechgelagen, die jetzt in Mode kamen. Der höfische Frauendienst aber, den wir von vornherein im Kern seines Wesens angekränkt fanden, versank, wo er nicht natürlicheren und gesunderen Verkehrsformen der beiden Geschlechter wich, in den Sumpf gemeiner Sinnlichkeit. Das Wort minne selbst, das seinem etymologischen und lange festgehaltenen Sinne nach Gedenken, Sehnsucht bedeutet, mithin die Innerlichkeit der Liebe ausdrückt, erhielt bezeichnender Weise einen grobsinnlichen Beigeschmack. Doch das Edle und Schöne sucht sich, wenn es zu sterben scheint, nur neue Erscheinungsformen, um unversehens wieder hervorzutreten. Wie im Weichsellande, dem Neudeutschland des Mittelalters, das Rittertum auf begrenzterem Raume eine Nachblüte erlebte, deren Bedeutung für den Aufbau des preussischen Staates und somit für die Wiederaufrichtung unseres Reiches erst wir in unseren Tagen in ihrem ganzen Umfange überblicken können, so sehen wir andererseits das rasch aufstrebende Bürgertum ein gut Teil des ritterlichen Geistes übernehmen, um den alten Wein in neue Schläuche umzufüllen. Auch in unserer Literatur leuchtet die alte Ritterherrlichkeit noch hin und wieder in einzelnen Strahlen auf, um dann vor dem Morgenrot einer neuen großartigen Aufwärtsbewegung unseres Volkes ganz zu verblassen, drei Jahrhunderte später aber in der romantischen Dichtung noch einmal für eine Weile künstlich wieder aufgefrischt zu werden.

schätzung wissenschaftlichen
 übrigen aber in seiner ewig
 In einigen Stücken gemahnt
 ideal der alten Griechen, und
 sich einer weitreichenden G
 und hochgefinntesten Epoche
 zu zählen. Eine Zeit der
 Völkerleben nur von kurzer
 Falle ganz besonders. Die
 Traum einer hellen Somm
 angelegt zu sein, sich mit v
 jenem Interessengebiet hinzu
 Jahrhunderten seine Kraft
 Kampfe um nüchterne polit
 des 13. Jahrhunderts schon
 den einreißenden Verfall der
 alten einfachen Frömmigke
 oder Frömmelei oder krank
 statt der Treue und Milde
 Lande empor, und die heite
 entchwand vor den wüsten
 höfische Frauendienst aber, d
 angekränkt fanden, versar
 Verkehrsformen der beiden
 Sinnlichkeit. Das Wort n
 lange festgehaltenen Sinne
 Innerlichkeit der Liebe aus
 sinnlichen Beigeschmack. D
 zu sterben scheint, nur neu
 hervorzutreten. Wie im 13
 alters, das Rittertum auf
 deren Bedeutung für den M
 die Wiederaufrichtung unse
 ganzen Umfange überblicken
 aufstrebende Bürgertum ein
 um den alten Wein in r
 Pitteratur leuchtet die alte
 einzelnen Strahlen auf, um
 artigen Aufwärtsbewegung
 hunderte später aber in der
 Weile künstlich wieder aufge



bern, im
 konnte.
 manitäts-
 der es
 edelsten
 tgeschichte
 ur so im
 in diesem
 flüchtige
 ot darauf
 em, bald
 sten zwei
 haftlichen
 die Mitte
 hter über
 stelle der
 gütigkeit
 machen,
 erall im
 efelligkeit
 en. Der
 s Wejens
 esunderen
 gemeiner
 hen und
 ithin die
 en grob-
 wenn es
 s wieder
 Mittel-
 erlebte,
 omit für
 in ihrem
 das rasch
 nehmen,
 unserer
 ieder in
 en groß-
 ei Jahr-
 für eine

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

